Die Verschworenen

Romain Roussel

Die Verschworenen

Roman

Berechtigte Übertragung aus dem Französischen
von Helmut Bockmann

Im Vieweg-Verlag

Der Titel der französischen Ausgabe lautet:
„Les chemins des cercles“

ISBN 978-3-663-00352-6 ISBN 978-3-663-02265-7 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-663-02265-7

Einband und Umschlag von J. C. Schmitz, Berlin
1939 Alle Rechte vorbehalten
Druck von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1939

Erster Teil

Martha

Ich lag im tiefsten, traumlosen Schlafe. Plötzlich erhielt ich einen heftigen Schlag auf die Schulter. Ich war alsbald wach und stützte mich mit dem Ellbogen auf der mit Maisstroh gefüllten Matratze hoch. Die Stimme der Mutter flüsterte mir zu:

„Komm. Du mußt aufstehn und dem Vater entgegengehen."

Ich sprang, ohne ein Wort zu erwidern, aus dem Bett, zog im Dunkeln die Hosen über die Beine und ging in die Wohnstube hinüber.

Die Mutter saß bereits unterm Dach des Kamins, an dem Platze, da sie wohl die ganze Nacht über gesessen und unruhig Wache gehalten hatte.

Sie hatte die Öllampe nicht angezündet; ich sah sie nur undeutlich in dem dunklen Raum, durch den der zitternde Schein des Reisigfeuers zuckte, das sie von Zeit zu Zeit anschürte.

Auf meinen Lidern lag noch bebend der Schlaf, als ich das Gesicht ihr zuwandte und darauf wartete, daß sie mir ihren Willen kundtue. Sie hatte ihre Bibel, die sie kaum aus den Händen ließ, wieder aufgenommen und sagte kurz:

„Du gehst bis über Le Pendédis hinaus, ohne die Richtwege zu benutzen. Wenn es nottut, geh bis Le Collet."

Sie legte mir den langen Regenmantel um, den wir damals zu tragen pflegten, wenn wir bei schlechtem Wetter unsere bescheidene Herde durch das Gebirge trieben. Ich blickte der Mutter ins Gesicht, wie um ihr Lebewohl zu sagen. Im nämlichen Augenblick warf das Reisigfeuer seinen vollen Schein über ihre Wangen; ich sah in ihren starr auf mir ruhenden Augen zwei flüchtige Tränen glitzern.

Die Mutter war als Hugenottin in äußerster Strenge erzogen und hätte keine Gebärde des Trostes bei mir geduldet. Ich empfand, daß es ihr angenehm wäre, wenn ich so bald wie möglich fortginge.

Ich schlug die Türklinke nieder und stürzte hinaus.

Es mochte etwa zwei Uhr morgens sein.

Es regnete nicht mehr. In der gewitterigen, abscheulich dunklen Nacht war das letzte blasse Viertel des Mondes kaum zu erkennen.

Obwohl wir erst Mitte September hatten, durchschauerte eine frische Brise mich bis ins Mark. Eine Sekunde blieb ich wie zögernd unter der Tür stehen, dann rannte ich wie vom Fieber getrieben in die Dunkelheit hinaus. Meine Holzschuhe klapperten über die im Schlamm des Wegs verschwindenden Steine.

Ich schritt eilends dahin; die unerklärliche Angst der Mutter hatte mich nachdenklich gemacht. Ich selbst vermochte in der Verspätung des Vaters nichts

Beunruhigendes zu sehen. Seine rauhen religiösen Grundsätze, seine starre Zurückhaltung und strenge Besonnenheit hatten ihn seit je in seinem Auftreten vor der geringsten Unregelmäßigkeit bewahrt. Vor einigen Tagen hatte er, auf dem Markt zu Barre, ein paar Hämmel verkauft und war nun vor vierundzwanzig Stunden aufgebrochen, um sie bei dem Käufer, einem Großkaufmann in Saint-Frézal-de-Ventalon, abzuliefern. Da er das Gebirge genau kannte, konnte er sich weder verirren noch einem Unglück zum Opfer fallen. Im übrigen mochte die zehn Meilen weite Reise — heimwärts gab es schwierige Pfade hinaufzuklimmen — ihn so sehr ermüdet haben, daß er einen befreundeten Bauern um gastfreundliche Aufnahme hatte bitten müssen.

Es sei denn ...

Erregende Geschichten, die ich unlängst vernommen, kamen mir wieder in den Sinn. Mutter hatte besorgt von Zusammenstößen erzählt, zu denen es in der ganzen Gegend gekommen war. Denn Herr de Basville, so hieß der Statthalter der Provinz Languedoc, hatte gegen die dem reformierten Glauben anhangenden Bauern strenge Maßnahmen ergriffen. Überall wurde von verhängten Foltern, von Galeerenstrafen und erneuten Dragonaden erzählt; insgeheim raunte man sich zu, daß alle Zusammenkünfte der Protestanten fortab untersagt seien.

Der Vater wohnte gern den Predigten bei, die die Pastoren der Einöde in Ermangelung von Kirchen unter blauem Himmel abhielten. Auch hatte er vor zwei Monaten, im Juli des Jahres 1702, die Niedermetzelung des Abtes du Chayla in Pont-de-Montvert entschuldigt, wenn nicht gebilligt. Er selbst hatte uns die Nachricht von der Ermordung des Ehrwürdigen Herrn de Lapize, Priors zu Saint-Martin-de-Boubeaux, das war unsere eigene Pfarrei, überbracht. Die königlichen Truppen durchfahndeten allüberall das Land — konnte es nicht sein, daß er, wegen seiner Sympathien für die aufrührerischen Calvinisten, festgenommen worden war und gefangengehalten wurde?

Über diesen Gedanken hatte ich Le Pendédis erreicht; es war ein halb verfallener Weiler, er lag an der Hauptstraße, die von Saint-Martin-de-Boubeaux nach Saint-Germain-de-Calberte führt. Als ich am Gasthause vorüberkam, schritt ich quer über die Straße, um einen Blick in das Tal bei Le Collet-de-Dèze zu werfen.

Der Horizont überzog sich langsam mit Helligkeit. Große Stücke bläulichen Himmels rissen sich aus der Umarmung des Dunkels los. Ein schüchterner Schimmer sickerte wie rosenfarbener Rauch zwischen den noch tiefschwarzen, wuchtigen Schatten der Kastanienwälder hervor. Der feuchte Ruch der Nacht schien

vor dem leise aufsteigenden Duft des Heidekrauts zu fliehen. Die Stille war lastend wie das Dunkel zwischen den Bäumen. Ich vernahm nichts als das heimliche Raunen der Blätter unter dem Kuß des blaßlippigen Windes.

Ich war atemlos geworden von dem raschen Gang und lehnte mich an eine Mauer aus Backsteinen. Da plötzlich gewahrte ich, in einer Entfernung von etwa hundert Klaftern in der Richtung nach Les Aires, eine unbewegliche Silhouette – es wollte mir scheinen, als sei es die eines auf einem Felsvorsprung sitzenden Mannes. Ich dachte, es möchte am Ende der Vater sein, obwohl er eigentlich von der entgegengesetzten Seite kommen mußte. Mit kräftigen Lungen sog ich den heraufziehenden Tag in mich ein, dann ließ ich einen langgezogenen Ruf hören:

„Ha – a – a – Uoh!"

Das Echo des Tales trug meine Stimme in mählich schwächer werdenden Sprüngen dahin. Als einzige Antwort kam das Blöken eines auf irgendeinem unsichtbaren Hof erwachten Hammels.

Der rätselhafte Schatten aber war unbewegt geblieben wie der Fels, darauf er saß. Zweifellos handelte es sich um einen Stoß trockenen Holzes, den ein Hirte dort oben vergessen hatte ...

Ich machte mich, obzwar noch immer erregt, wieder auf den Weg und stieg nach Le Collet hinab. Mir

war, als drohte uns ein heimtückisches Unglück, und ich fürchtete schon, wir würden den geliebten Menschen, den wir erwarteten, nicht wiedersehen. Eine Sekunde später indessen vernahm ich auf der feuchten Straße ein gedämpftes Geräusch. Ich blieb stehen und lauschte gespannt.

Sehr bald erkannte ich den gleichmäßigen, kräftigen Schritt des Vaters. Auf meinen freudigen Zuruf kam seine Antwort durch die Bäume zu mir:

„Du bist es, Clemens?"

Wenige Sekunden später stand ich bei ihm. Auf meine einer direkten Erkundigung ausweichenden Fragen – nie hätte ich es gewagt, ihn geradezu nach dem Grund seiner Verspätung zu befragen! – erwiderte er in bestimmtem Tone:

„Los, Junge!"

Als wir wieder an Le Pendédis vorüberkamen, suchte mein Blick unwillkürlich nach der geheimnisvollen Silhouette. Sie war verschwunden! Da ich gerade meiner Verwunderung Ausdruck geben wollte, hörte ich den Vater, zweimal rasch nacheinander, den weichen, traurigen Ruf der Eule ausstoßen.

Alsbald, und ohne daß ich hätte sehen können, von wannen er kam, tauchte die Gestalt eines Mannes vor uns auf.

„Der Herr sei mit dir, Isabeau", sprach der Vater ernst.

„Und mit deinem Geiste, Bruder Franz , gab der andere zurück. „Ich warte seit einer Stunde auf dich."

Der Vater entgegnete nichts, und die beiden Männer wechselten kein Wort mehr miteinander. Um nach Haus Pierredon, unserer Wohnstatt, zu gelangen, führte der Vater uns mehrere Richtwege; wir schritten einer hinter dem andern, um möglichst wenig gesehen werden zu können. Ein solches Maß von Vorsicht setzte mich zwar in Erstaunen, doch überraschte es mich nicht; denn es war eine wirre Zeit. Ich bemerkte aber in der Haltung des Vaters etwas Ungewöhnliches.

Als wir den Fuß auf die Schwelle des Hauses setzten, fielen die ersten Strahlen der Sonne hell leuchtend und schräg auf das Gebirge herab.

Mutter empfing uns schweigend, sie ließ sich von den Aufregungen der Nacht nichts anmerken. Der Fremde trat hinter dem Vater in die Stube. Er war bunt gekleidet wie die umherziehenden Händler. Auf den Schultern hatte er eine Art Tragkorb, vollgestopft mit Büchern, deren roter Schnitt leuchtete. Auf seinen abgetretenen Stiefeln hatte der nachtüber gefallene Regen den gold- und silberfarbenen Staub unserer Wege nicht verlöschen können.

Sein Gesicht hatte ich noch kaum gesehen.

Gerade schickte ich mich an, Mutter etwas zu fragen, als der stets wachsame Vater mir mit energischen Worten befahl, mich mit einem Stück Brot und einer Scheibe Käse zu versehen. Dann setzte er hinzu:

„Hole die Herde und führe sie auf die Weide."

Im Augenblick, da ich die Schwelle überschreiten wollte, hielt er mich nochmals an und schärfte mir ein:

„Und vor allem keinem Menschen ein Wort gesagt!"

Nun erst, beim Schein eines durch die geöffnete Tür hereinfallenden Sonnenstrahls, stellte ich fest, daß das Gesicht des Vaters totenbleich war ... ein Ärmel seiner Joppe war mit Blut besudelt.

Nach dem Mittagbrot nahm das tägliche Leben in Haus Pierredon seinen Gang wieder auf. Der Fremde war verschwunden; ich hütete mich wohl, dem Vater von ihm zu sprechen. Jedoch, eine Spur seines Daseins war bei uns zurückgeblieben: auf dem Backtrog fand ich eines der Bücher mit rotem Schnitt, die er in seinem Tragkorb mit sich führte. Es war, wie ich vermutet hatte, eine Bibel; zu Genf gedruckt.

Ein paar Tage später, ich kam gerade von der Wiese heim, deren spärlich-geiziges Gras ich ge-

mäht hatte, vernahm ich in der Wohnstube eine meinem Ohr vertraute Stimme.

Ich erkannte die schneidende Aussprache Tobias Larguiers, so hieß der jüngere Bruder des Vaters.

Tobias Larguier war, wie wir, Protestant und hatte, seit der Aufhebung des Ediktes zu Nantes durch Ludwig XIV., die nämlichen Verfolgungen zu erdulden gehabt wie wir. Er war indes geschmeidigeren Geistes und vielleicht auch praktischer veranlagt als der Vater, – so war er denn nach dem Tode seines Weibes, gegen die Wende des Jahres 1700, unverzüglich zum katholischen Glauben zurückgekehrt. Er bewohnte Haus Plantier, das zu der Pfarrei Saint-André-de-Lancise gehörte und einen mehr als drei Meilen langen, befahrbaren Weg von uns entfernt lag.

Sein Glaubenswechsel hatte nicht dazu beigetragen, die Zerklüftungen zwischen den Gliedern unserer Familie zu überbrücken. Obwohl der Vater und er nicht völlig miteinander überworfen waren, mußte schon ein ernster Grund vorliegen, wenn er uns einen derartigen, überraschenden Besuch abstattete.

Die Sonne schien hell und warm hernieder, die Tür des Hauses stand geöffnet. Die beiden Brüder sprachen laut miteinander, nicht im Zorn, wie mir schien, aber in einem entschiedenen Tonfall, der Eindruck auf mich machte.

„Ich bin sicher“, sagte der Onkel, „daß du bei der Geschichte in Pont-de-Montvert dabeigewesen bist, wenn nicht gar handelnd an ihr teilgenommen hast. Vielleicht warst du auch unter den Banden der Aufrührerischen, die den Prior deiner Pfarrei und unsern Priester niedermetzelten!“

„Ich bin nicht gesonnen, dir darauf eine Antwort zu geben“, beharrte der Vater.

„Ja. Aber ich habe das Recht und die Pflicht, dich zu warnen. Der Graf de Broglio hat strenge Maßnahmen angeordnet. Schon haben Esprit Séguier und seine Helfershelfer die Strafe für ihre verbrecherischen Taten erlitten. Das ganze Cevennengebirge ist mit Truppen überzogen. Erst dieser Tage, ganz nah drüben bei Le Champ-Domergue, hat der Hauptmann Poul eine Horde von Aufrührern zersprengt. Weißt du davon?“

„Ja“, erwiderte der Vater ruhig. „Ich war darunter.“

Dies Geständnis ließ den Onkel vor Überraschung und Empörung verstummen. Ich aber dachte an die verspätete Heimkehr des Vaters und an seine blutbefleckte Joppe. Inzwischen hatte ich mich der Tür genähert. Der Vater stand mit verschränkten Armen da und blickte den Onkel verächtlich an. Die Mutter saß auf einem Schemel, dicht bei dem einzigen Fenster, und las in der Bibel. Ihr Gesicht zeigte einen ab-

wesenden Ausdruck, nur das Beben ihrer ungeschickten Lippen belebte ein wenig die steingraue Maske ihres Antlitzes, welche in ihrer Färbung den Felsen unserer Berge glich. Tobias aber stand, sehr würdevoll, bei der Tür und betrachtete mitleidigen Blickes abwechselnd den Vater und die Mutter.

Das letzte Wort des Vaters hatte die Kluft eines lang anhaltenden Schweigens zwischen den beiden Männern gerissen.

Endlich ergriff der Onkel mit trauriger Stimme das Wort:

„Ich hatte gehofft, du würdest nicht im Irrtum verharren. Deine Augen sind blind. Allerdings glaubte ich bisher nicht, daß du, unter dem Vorwande der Religion, dich zum Mörder erniedrigen würdest . . .“

Er sprach nicht weiter, denn der Vater hatte sich in seiner ganzen Größe emporgerichtet, reckte den Arm nach der Tür und rief drohend:

„Wer den Glauben seiner Väter verraten hat, darf nur noch eines kennen: schweigen! Hinaus mit dir, du bist nicht mehr mein Bruder!“

Tobias Larguiers Gesicht nahm einen mürrischen Ausdruck an. Er erwiderte kein Wort mehr. Hocherhobenen Hauptes, die Lippen fest zusammengepreßt und die Stirn in wilde Falten gezogen, verließ er das

Haus. Wie ein Schatten glitt er an mir vorüber; dann entfernte er sich mit weitausholenden Schritten.

Gern wäre ich ihm gefolgt. Ich tat ein paar Schritte, um ihn einzuholen, doch mich packte irgendein Bedenken. Feige schlich ich nach dem Hause zurück.

An diesem Tage aßen wir noch schweigsamer als gewöhnlich unsere Suppe aus getrockneten Saubohnen. Von Tobias wurde mit keinem Wort gesprochen. Als der Tisch mit der schlecht gehobelten Platte abgeräumt war, stand der Vater auf, nahm die Bibel und begann, mit lauter Stimme ein paar Verse aus dem Alten Testament vorzulesen. Als er damit zu Ende war, überlegte er einige Augenblicke, dann wandte er sich plötzlich zu mir und sagte:

„Du bist nun achtzehn Jahre alt, mein Sohn, ich kann wie zu einem Manne mit dir sprechen. Du bist, wie alle unserer Sippe, in den heiligen Grundsätzen des reformierten Glaubens großgeworden. Seit mehreren Jahren verfolgt uns, wie du weißt, mit ihrem Haß die römische Kirche, welche nach ihrem Belieben mit der königlichen Macht schaltet. Unsere Gotteshäuser sind zerstört, unsere Pfarrer ins Gefängnis geworfen, auf Scheiterhaufen verbrannt und

bei lebendigem Leibe gefoltert, unsere Güter sind eingezogen. Tausende unserer Glaubensbrüder haben das Land ihrer Väter verlassen müssen. Und vielleicht werden morgen schon wir den schmerzenvollen Weg der Verbannung gehen. Gott hat aber nicht gewollt, daß Seine Kinder in die vier Winde zerstreut würden wie im Herbst das Laub der Bäume. Die Zeit ist nahe, wo endlich Er den Sieg behalten wird ..."

Ich richtete meinen Blick voll gespannter Erwartung auf den Vater. Er stand da mit in die Ferne gehefteten Augen, der Mund leuchtete eigenwillig aus dem Bart hervor, in dem seine fünfzig Jahre die erste graue Strähne sehen ließen. Er schien in Verzückung gefallen.

„Freuet euch, Kinder Gottes", rief er mit einer Stimme, die stärker war als vordem, „die Stunde der Befreiung steht bevor!"

Für einen Augenblick wurde er nachdenklich.

„Mein lieber Sohn Clemens", nahm er sodann sanft seine Rede wieder auf, „die Stimme Gottes ruft mich. Schon seither bin ich die Wege geschritten, dahin sie mich führte. Von Stund an aber muß ich mich ausschließlich ihrem Dienst weihen. Noch heute abend gehe ich fort. Du aber, vielgeliebter Sohn, du mein einziges Kind, wirst tun, was ich dir jetzt auftrage. Höre: wenn Brüder in der Not hilfesuchend zu dir kommen, so gib ihnen Erquickung, wie der

Mann aus Samaria tat. Vielleicht wirst auch du eines Tages die Stimme des Herrn vernehmen. Hier: schwöre mir auf das Heilige Buch, daß du in der nämlichen Stunde dem himmlischen Befehl gehorsam sein wirst!"

Die Mutter saß noch immer auf ihrem Schemel. Sie betete mit stummen Lippen.

Ich kniete zu Füßen des Vaters nieder, legte die Hand auf die Bibel und sprach mit bewegter Stimme das Gelöbnis, das er von mir verlangte.

Zwanzig Minuten später klapperten meine Holzschuhe abermals über die Wege, welche ich wenige Tage zuvor so fieberhaft entlanggeeilt war. Meine Eile aber war so groß, daß ich das Geklapper der über die Schiefersteine hastenden hölzernen Sohlen gar nicht vernahm.

Als ich bei Le Pendédis angelangt war, bog ich nach links ab und schlug die Straße nach Les Aires ein. Nachdem ich eine Viertelmeile so dahingegangen war, lief ich quer über die Felder, stieg ins Tal hinab und durchquerte den fast völlig ausgetrockneten Tarnonfluß; dann klomm ich die Wand der Schlucht empor. Um rascher weiterzukommen, half ich mir an den hohen, duftenden Farnkrautbüschen voran; ich

zerschund mir die Haut an den rauhen Stengeln des Heidekrauts, und meine Hände begannen aus den von dem schlüpfrigen Felsen gerissenen Wunden zu bluten.

So kam ich schließlich vor Haus Plantier an, in dem Onkel Tobias wohnte.

Die Mauern des Gebäudes waren braun wie der Erdboden; es war rings von Kastanienbäumen umschlossen, deren Laub der Herbst rot gefärbt hatte. An einer Biegung des Weges stehend, erblickte ich das vom leuchtenden Sonnenschein überstrahlte Schindeldach. Inmitten einer Lichtung lag das Hofgebäude; es war sehr niedrig, zwei schmale Fenster durchbrachen die Mauer. Ich sah die Scheuer, den Raum, in dem die Kastanien getrocknet wurden, und den Stall; alle diese Gebäude waren mit Stroh gedeckt; ein dumpfer Lärm stieg aus ihnen empor.

Dicht dabei, hinter einem Mäuerlein, gewahrte ich allerlei meinem Blick vertraute Dinge; den nach ländlicher Weise gezimmerten Bienenstand — den Stumpf eines alten Kastanienbaumes, worüber ein riesiger, flacher Stein gedeckt war — die trotz des herbstlichen Wetters noch in frischem Grün prangende kleine Wiese und den Gemüsegarten, an dessen äußerstem Ende sich ein mit gelben Blättern und reifen Trauben behangenes Weinspalier erhob.

Ich war stehengeblieben.

Vor den Onkel wagte ich wegen des Auftritts am Morgen nicht zu treten, so blieb ich einige Zeit unschlüssig stehen. Plötzlich ging eine weibliche Gestalt vor dem Hofgebäude entlang. Ich ahnte mehr, als ich es sah, daß sie die Züge des geliebten Angesichts trug, dessen Farbe die eines reinen Kindes war und in das doch dieses erbärmliche Leben so rasch seine Krallen schlagen sollte; ich glaubte den Blick der verständnisvollen Augen vor mir zu sehen, in die Honig, wie Goldkäferflügel schimmernd, jenes Leuchten gemischt hatte, das den Augen der Cevennenbauern eigen ist.

Es war meine Base Martha.

Ich gab meiner Stimme einen weichen, dunklen Klang und rief ein einziges Mal:

„Martha!"

Sie wandte sich um. Mit ein paar Sprüngen war ich neben ihr.

Ich hatte ihre Hände ergriffen, sie waren weich und warm wie zwei ängstliche Vöglein.

„Ich habe auf dich gewartet", flüsterte sie. „Ich weiß, was heute früh geschehen ist."

Sie löste ihre Hände aus den meinen.

„Martha", sagte ich, „ich denke immer an dich. Was auch geschehen mag, ich werde stets zu dir zurückkommen."

Sie wandte den Kopf zur Seite und erwiderte mit trauriger Stimme:

„Wer weiß, was die Zukunft in ihrem Schoße für uns birgt!“

„Aber, Martha, ich habe dich doch lieb! Und dein Vater wird sich unserer Heirat nicht widersetzen! Und ...“

Sie aber unterbrach mich:

„Der Vater will seit ein paar Wochen von nichts mehr hören. Lieber, guter Clemens, das Gescheiteste ist, wir vergessen das alles ...“

Ihre Stimme war nun fester als zuvor. Sie fuhr fort:

„Höre. Dein Vater wird uns nimmer verzeihen, daß wir dem reformierten Glauben abgeschworen haben. Wie aber sollte mein Vater unsere Umkehr verleugnen? Schau, wir gehen hier freudig zur Kirche, und die gegenwärtigen Ereignisse sind nicht dazu angetan, uns dem protestantischen Glauben wieder zuzuwenden.“

Bei dieser Anspielung erbebte ich und dachte an den Vater. Dennoch beharrte ich mit gepreßter Stimme:

„Wir alle sind Christen. Und dann: wir haben uns lieb. Unsere Liebe wird uns helfen, die vielen Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Sag, Martha, haben wir uns nicht lieb?“

Martha entgegnete nichts. Sie schüttelte nur den Kopf, dann rief sie plötzlich:

„Glaube mir doch. Es ist besser, auf alles das zu verzichten. Ach, bringe dich rasch in Sicherheit, du Lieber, Gott möge dich schützen!“

Schon stand sie wieder drüben beim Hause.

Sie wollte mir also nicht einmal mehr etwas von der Zärtlichkeit geben, die sie mir vordem mit solch kindlich ernsten Worten gesagt hatte. Ich stand wie erstarrt, während der Schmerz mein Herz mit seiner bitteren Flut überspülte, und betrachtete all die friedlichen Dinge, die ich fortab nicht mehr mit frohen Sinnen würde betrachten können.

Zornigen Schritts machte ich mich auf den Heimweg. Als ich an der Stelle angelangt war, wo Haus Plantier meinen Blicken durch die Bäume entzogen wurde, blieb ich nochmals, in grüblerische Gedanken versunken und mit gedemütigtem Herzen, stehen.

Der herbstliche Tag aber war noch immer so friedlich wie zuvor. Die vom Hof herüberkommenden Geräusche wurden mählich schwächer, doch durch die Stille, vom Gesang der unter den Steinen verborgen sitzenden Grillen in Takte geteilt, kam plötzlich, wie ein großartiges Läuten, das energische Wiehern eines Pferdes an mein Ohr.

Auf Hof Plantier gab es nur einen alten, fast stummen Maulesel, den ich wohl kannte. Die Zeit

schritt voran: ich hatte weder Lust noch Muße, den Versuch zu machen, meine Neugierde zu befriedigen. Ich beschleunigte den Gang, um nach Saint-Martin-de-Boubeaux zurückzukommen.

Der Mutter war meine Liebe zu Martha nicht verborgen. Sie fragte indessen nicht nach dem Grund meines langen Ausbleibens ... traurigere Gedanken beschäftigten ihr Herz.

Der Vater kam spät nach Hause. Nach dem Vesperbrot fragte er:

„Nun, Mutter, ist alles bereit?"

Die Mutter wies mit einer Handbewegung in einen Winkel der Stube. Dort lag ein Leinwandsack, darein hatte sie umsichtig allerlei Lebensmittel und einige Kleidungsstücke gepackt.

Der Vater stand auf, hängte den Sack um und nahm eine Axt zu sich, deren stählerne Schneide hell schimmerte; danach schob er ein in einem ledernen Futteral steckendes Messer in seinen Gürtel, es war kräftig wie ein Dolch.

Ich erhielt die Erlaubnis, ihn ein Stücklein Wegs zu begleiten.

Als er vor der Tür stand, betrachtete der Vater das Haus, welches er nun verlassen wollte, und trat auf die Mutter zu. Mit ungestümer Bewegung zog

er sie an die Brust, dann schritt er davon, ohne zu warten, bis ich neben ihm wäre.

Am Himmel, allwo schon unzählige Sterne aufgeblüht waren, hatte der Neumond seinen Lauf noch nicht begonnen. Kein Hauch bewegte die Blätter, kein Geräusch störte die friedliche Herbstnacht, außer hin und wieder der fast traut anmutende Schrei eines verirrten Käuzleins.

Wir schritten sogleich kräftig aus, das Geräusch der schweren Stiefel des Vaters vermengte sich während einiger langsam rinnender Minuten mit dem lustigen Geklapper meiner Holzschuhe. Wir gingen nicht die vorgezeichneten Pfade, sondern marschierten quer über Felder und Wiesen dahin. Dabei mußten wir über zahllose, diesem Lande ja eigentümliche Backsteinmauern springen. Bisweilen hemmte dichtes Gezweig unsern Weg, dann bahnte der Vater uns mit einem wohlgezielten Axthieb einen Durchgang.

Als wir den Kamm des Gebirges erklommen hatten und uns dicht bei der Kirche von Saint-Martin-de-Boubeaux befanden, die erst kürzlich von der Bande aus Laporte angezündet worden war, machte der Vater Halt — zum erstenmal vielleicht in seinem Leben schien er eine Sekunde zu zaudern.

An dieser Stelle sollte ich von ihm gehen.

Er blickte forschend nach dem Kastanienwald hinüber, der den Umriß des Gebirges nachzeichnete; seine

Augen schienen den unsichtbaren Punkt zu suchen, wo die Mutter jetzt zweifellos wachend saß. Der Mond war am Himmel emporgestiegen, sein helles Licht fiel in strahlender Schärfe auf die Landschaft herab und ließ ihre Einzelheiten erkennen. Der Fluß Galeizon schien unseren Augen nähergerückt, der Gesang seiner Wellen ging ruhig durch das Tal.

Der Vater nahm den Hut vom Kopf und sprach:

„Gott ist groß. Sein Wille geschehe!"

„Amen", erwiderte ich und fiel unwillkürlich in die feierliche Tonart ein.

Wir umarmten uns, um uns sodann zu trennen. Während ich davonschritt, hörte ich das Geräusch seiner eisenbeschlagenen Stiefel allmählich in dem Geröll ersterben; ich aber ließ die Sohlen meiner Holzschuhe in einer Art traurigen Trotzes auf dem Boden widerhallen.

In Haus Pierredon schien alles zu schlafen. Die Mutter, deren Lager sich in der Wohnstube befand, regte sich bei meinem Eintritt nicht. Müde schlich ich nach meiner Bettstatt und legte mich nieder.

Der Oktober verging; wir benutzten ihn, um auf den Hängen des Gebirges, bis in die noch trocken liegenden Betten der Gebirgsbäche hinunter, die von spitzigen Schalen umschlossenen Kastanien aufzusammeln.

Die Abwesenheit des Vaters zwang mich, für zweie zu schaffen. Das Mißgeschick meiner Liebe wurde langsam vom schweren Takt der letzten Feldarbeiten eingelullt.

Übrigens war die Wunde meines Herzens weniger groß als die, die mein Stolz erlitten. Ich dachte mit jedem Tage mehr an den Vater, dessen Weggang ein schwer zu deutendes Gefühl der Unzufriedenheit in mir zurückgelassen hatte. Mir war, als verriete ich eine mir gesetzte Pflicht, so lange ich zu Hause blieb.

Einmal in der Woche ging ich nach Le Pendédis, um die notwendigen Lebensmittel zu kaufen; jedesmal kam ich mit Neuigkeiten beladen zurück, die meine Gedanken seltsam bewegten. Es wurde auf das bestimmteste versichert, daß am Himmel Zeichen erschienen seien. Eine geheime Drohung schien über dem gesamten Cevennengebiet zu hängen und die Geister in Verwirrung zu setzen. Mehrere neue Attentate waren verübt worden. Die Königlichen Truppen besetzten den Flecken Saint-Germain-de-Calberte und einige benachbarte Weiler.

Es war einer der ersten Tage des November; ich trug einen mit Kastanien gefüllten Sack nach dem Trockenraum. Plötzlich hörte ich, daß jemand mich

anrief. Das war Isabeau: der Fremde, den der Vater wenige Wochen zuvor zu uns mit nach Hause gebracht hatte.

Er schien einen langen Marsch hinter sich zu haben und trug noch immer seinen mit Büchern vollgestopften Tragkorb auf dem Rücken. Ich ließ ihn sogleich ins Haus treten, die Mutter setzte ihm einen kleinen Imbiß vor. Während er aß, betrachtete ich ihn mit begierigen Blicken.

Er war hochgewachsen, seine Haut zeigte eine matte Färbung; seine Haare waren schwarz. Das Gesicht war nicht schön, aber von fast zarter Feinheit. Eines fiel dem Beschauer sogleich auf: das waren seine Augen, zwei Augen, aus denen ein gespannter Blick brach, dessen Spannung sich jedoch zu einer rührenden Sanftmut wandeln konnte. Da er völlig bartlos war, schien er sehr jung; dieser etwas fraulich weiche, jünglinghafte Eindruck stand im Gegensatz zu der männlichen Entschlossenheit, die aus seinem Antlitz sprühte. Seine von niedriger Arbeit rauhgewordenen Hände waren dennoch vornehm, die Finger lagen wie blasse Linien nebeneinander; die Bewegungen dieser Hände machten einen seltsam müden Eindruck. Da er schlank und geschmeidig von Gestalt war, hatte er, trotz seines armen, sorgfältig instandgehaltenen baumwollenen Anzugs, für meinen bäuerlichen Geschmack etwas Elegantes an sich.

Von Zeit zu Zeit verfiel er in eine seltsame Träumerei, in eine Art Schlaf, während dem er Worte von dumpfem Klang und geheimnisvollem Sinn sprach. Ich dachte mir sogleich, daß er ein von der Unduldsamkeit des Katholizismus verfolgter Priester unserer Religion sein müsse.

Er aß wenig, und erhob sich dann vom Tische.

„Die Ereignisse werden täglich schlimmer", verkündete er uns. „Die Zeit der Erfüllung ist nahe, und Gott, der mich mit Geist begnadet, sendet mich in euere Berge, auf daß ich die Herzen emporreiße. Ich will in jedes einzelne Dorf kehren, um die gute Saat auszustreuen. Ich habe mir gedacht, daß wohl euer Haus mir nach meinen langen Gängen stets offenstünde. Kann ich auf euch rechnen?"

Bei diesen Worten flammten plötzlich die Ermahnungen des Vaters hell in meinem Gedächtnis auf. Die Mutter aber hatte bereits ihr Einverständnis gegeben:

„Ihr wißt, Isabeau, daß unser Haus das Euere ist."

Wir befaßten uns damit, es unserem Gaste bei uns wohnlich zu machen. Trotz unserer lebhaften Bitten aber lehnte er es ab, in meinem Bett zu schlafen; er zog es vor, sich einen Winkel auf dem Futterboden herzurichten.

„Außerdem“, erklärte er, „werde ich hauptsächlich des Nachts ausgehen.“

Nachdem er sein Lager bereitet hatte, kam Isabeau wieder zu uns in die Wohnstube herab. Die Mutter und ich umgaben ihn mit einer Sorgfalt, in die sich einige Neugierde mischte. Draußen blies der Wind kräftig einher, hob die letzten welken Blätter aus dem Bett der Gebirgsbäche, bog die schwarzen Zweige der Bäume zusammen und ließ den spärlichen Staub der Gebirgslandschaft in der Luft tanzen. Das Wetter war bereits kühl, die Mutter hatte einen Knüppel trockenen Holzes in den Herd geworfen; er verbrannte sehr langsam und schien seine Wärme bis in unsere Herzen zu senden.

Isabeau begann, uns vom Glauben zu sprechen.

Er erzählte uns von dem Übermaß an Unduldsamkeit, berichtete von der Folterung unserer Priester und von den Galeerenstrafen, die unsern Glaubensgenossen auferlegt waren. Es war den Protestanten fortab verboten, und zwar unter Androhung der Todesstrafe, das Land zu verlassen. Solcher Ungerechtigkeit gegenüber waren die Gläubigen willens, sich zu empören. Ein Freiheitsdrang ging wie ein Orkan über das Cevennengebirge. Überall waren Propheten auferstanden und verkündeten die neue Zeit. Auf ihr Geheiß bewaffneten die entschlossenen Volksführer, sie waren selbst Propheten, allüberall

die Truppen der Unzufriedenen. Da war Roland, ein früherer Soldat und Neffe des unglücklichen Laporte, in den Unteren Cevennen; Castanet, der wilde Förster, in l'Aigoual; Ravenel, die von Gebet und Schnaps lebende Bulldogge, bei Uzès; Joanny, ein ehemaliger Unteroffizier beim Regiment in Orléans, am Fuß der Lozère-Berge; Jacques Couderet, den sie „die Blume von Mazel-Rozade" nannten, die beiden Mazel in den Hohen Cevennen und schließlich, in der unteren Provinz Languedoc, jener geniale junge Führer, der später die Welt in Erstaunen setzen sollte: Jean Cavalier.

Auf die blindwütigen Verfolgungen hatten unsere Brüder mit unversöhnlichen Gegenmaßnahmen geantwortet. Im ganzen Lande brannten die Kirchen und Pfarrhäuser. Die Protestanten standen im Begriff, durch eine übermenschliche Willensanstrengung endlich die Freiheit wiederzuerobern.

Isabeau hatte sich in Erregung geredet. Seine Blicke gingen forschend über den Himmel.

„Geduld und Mut, lieben Brüder", sprach er. „Wahrlich ich sage euch, die Zeit der Erfüllung ist nahe. Jesus ist nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Gedenket der erhabenen Worte unseres Märtyrers Esprit Séguier auf dem Scheiterhaufen zu Pont-de-Montvert, im Augenblick, da er seine Seele Gott empfahl: ‚Hoffet

auf den Herrn, der verwüstete Berg Karmel wird wieder ergrünen, und der verlassene Libanon wird neu erblühen wie eine Rose!'"

Isabeau hatte seine heiligen Streifen durch das Gebirge begonnen.

Gegen drei Uhr nachmittags, wenn das Licht in der Bucht des Tales bereits schwächer wurde, verließ er, den Quersack auf der Schulter, das Haus. Bisweilen begleitete ich ihn, nicht ohne eine leise Beglückung zu empfinden.

Auf Wegen, die allein er kannte, benachrichtigte er unsere Glaubensgenossen.

Zur vereinbarten Stunde und am vereinbarten Ort erschien er dann; wie der Erzengel Michael sah er aus. Furchtbar reckte sich seine Gestalt empor, wenn er die Arme dem Himmel zum Gebet entgegenstreckte und einen von verzehrender Glut erfüllten Psalm anstimmte, der die Anwesenden auf die Knie warf.

Danach begann er zu predigen.

Er sprach ein sehr reines Französisch, unsere nur an die Mundart der Provinz Languedoc gewöhnten Bauern verstanden es wohl, ohne es selbst sprechen zu können. Sein geheimnisvolles Wort schenkte den

Demütigen die tröstende Milch der Hoffnung, den erregenden Trunk des Zornes und des Hasses, und das tierische Lechzen nach Freiheit.

Die einfachen, unverbildeten Herzen der Zuhörer schlugen beim Anhören dieser rachelüsternen Beredsamkeit empor wie die Welle im Wind – die gesamte Bevölkerung des Cevennengebirges zuckte und bebte unter seinen Worten wie ein bloßgelegtes Herz.

Eine hartnäckig sich behauptende Legende war mählich um seine Gestalt gewachsen. Es wurde versichert, daß er Nadelstiche nicht spüre, daß er von seinen Worten, wenn sie einmal gesprochen seien, nichts mehr wisse, und endlich, daß er die Zukunft bis auf jede Einzelheit voraussagen könne. Er selbst rief bisweilen in der Art eines Propheten, mit von biblischer Verzückung bebender Stimme:

„Am Jüngsten Tage aber werde ich meinen Geist über alles Fleisch ausgießen. Euere Söhne und Töchter werden Gesichte und euere Väter werden Träume haben. Ich werde euch Wunder schauen lassen, und die den Namen des Herrn anrufen, werden gerettet sein!"

Fast jeden Morgen kam er nach Haus Pierredon zurück, strahlend und müde zugleich. Er versäumte niemals, tagüber, nachdem er geruht hatte, mit seiner melodischen, mädchenhaften, abwechselnd zärtlich und wild klingenden Stimme für uns zu predigen.

„Denket daran", sprach er lächelnd, „was uns im Matthäus-Evangelium gesagt ist: ‚Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen!'"

In seinen Augen war das gleiche Leuchten wie in seinen Worten. Manchmal erzählte er uns von dem Vater, von dem wir ohne jede Nachricht waren. Er beschrieb nicht sein Leben, aber er verstand es, mit einer vom Schimmer der Poesie durchwirkten Schlichtheit die heldenhaften Kämpfe vor meinen Augen erstehen zu lassen, die sich dort, zwischen den Chorälen und dem Donner der Geschütze, abspielten.

Ich wurde verzaubert von seiner strahlenden Beredsamkeit und begann neidisch auf das Schicksal des Vaters zu blicken, der zum Heiligen Kreuzzug ausgezogen war. Ich warf mir vor, daß ich feige in unserm friedlichen Hause sitzenblieb, während er sich den Gefahren eines Krieges aussetzte, von dem ich wohl ahnte, daß er keine Barmherzigkeit kannte ...

Ich drückte mich, schüchtern und schweigsam, in einen Winkel der Stube und lauschte bewegten Herzens Isabeaus Worten. Sein willensstarkes, bleiches Gesicht, seine beflügelte Rede, die ganze geheimnisvolle Verführung, die ich erlitt, ohne sie ergründen zu können, ließen allerlei unerklärliche Gefühle in meiner Brust toben.

Wie nur sollte ich die seltsame Zuneigung deuten, welche dieser Mann mir einflößte? Er besaß meine vertrauende Liebe von dem Tage an, da er das den Vater entbehrende Haus mit der Gnade seiner guten Rede und der herzlichen Sorge seines Daseins erfüllte. Ich fühlte mich durch meinem Gewissen nicht völlig verständliche Bande an ihn gekettet, Frömmigkeit und Liebe vermischten sich hier auf sonderbare Weise.

Die Mutter und ich empfanden beide die gleiche Ehrfurcht vor dem mit der Macht des Herrn belehnten Priester. Und waren ihm dankbar dafür, daß er unser armes Haus als seine Zuflucht ausersehen hatte. Er hinwiederum legte für uns eine warme, wenn auch vielleicht etwas distanzierte Hochachtung an den Tag. Immer war er besorgt um uns, der Mutter gegenüber war er von kindlicher Zuvorkommenheit, gegen mich aber zeigte er sich wie ein Bruder. Wenn ich mit lauter Stimme irgendeine Stelle aus der Bibel vorlas, beugte er sich über meine Schulter, um dem Text der Heiligen Schrift mit den Augen zu folgen. Dann berührten seine schweren, schwarzen Haare meine Stirn, es war wie eine zärtliche Liebkosung, die ich am liebsten geflohen hätte. Dieses traute Verhältnis überflutete mein Leben mit einem unsäglichen Gefühl des Glückes. Ich glaubte mich mit jedem Tage mehr von der Gnade angerührt,

in meinem Herzen aber schrie eine dunkle Stimme, die Frucht des Wunders sei noch nicht gereift . . .

Indessen folgte ich der Lehre des Predigers mit der ganzen Glut meines jungen Herzens. Manchmal überkam mich die Versuchung, mich ihm zu Füßen zu werfen, ich wollte ihn anflehen, mich die Gefahren seines Apostelamtes teilen zu lassen. Dennoch hütete ich mich vor allzu bereitwilliger Begeisterung, und eine unerklärliche Furcht hielt immer wieder die innig vorbereiteten Worte auf meinen Lippen zurück.

Endlich gestattete er mir, ihn auf einem seiner täglichen Gänge zu begleiten . . . aus meiner Seele brach, wider meinen Willen, eine leidenschaftliche Bitte hervor.

Es war ein feuchter, grauer Nachmittag, so wie ihn der November über unser Gebirge hängt. Wir schritten durch das noch vom morgendlichen Tau nasse Heidekraut und unter den vom Herbst kahlgefegten Bäumen dahin. Von allen Dingen stieg ein feuchter Erdgeruch empor, er war so mächtig, daß er zu einem Teil der Welt wurde; wie die Farben der Landschaft und das Geräusch unserer Schritte. Das Gebirge lag wie tot, nur ein helles Rauschen verriet die Stelle, wo der Bergbach durch die Schlucht des Tales sprang.

Isabeau schritt dicht neben mir dahin. Seit einer Sekunde war er in tiefes Nachdenken versunken; es war, als lastete die drückende Schwermut des Herbsttages auf seiner Seele.

Wir machten für einen Augenblick halt, um zu rasten.

Isabeau stellte den Tragkorb nieder und setzte sich auf einen Stein. Ich blieb vor ihm stehen, nachdenklich und entschlossen zugleich. Meine linkisch-verlegene Haltung hätte mich nicht erst sagen zu lassen brauchen:

„Isabeau, ich möchte mit dir sprechen."

Der junge Mensch lächelte.

„Nun, was hast du mir so Ernstes zu sagen?"

„Ach, mein Freund, ich langweile mich hier. Ich möchte gern zum Vater; ich glaube, die göttliche Gnade ist in mir. Auch ich möchte gern ausziehen, um wider den Antichrist zu streiten. In meinem Alter mich faul hier herumdrücken, das ist Treulosigkeit gegen unsere Sache ... Ich mache mir Selbstvorwürfe, Isabeau, ich weiß nicht, was mich bedrückt und peinigt ..."

Isabeau antwortete nicht sogleich. Aufmerksam sah er mit zu, wie die Tautropfen an den Stengeln des Grases und des Heidekrautes hinabglitten.

Endlich stand er auf, stellte sich dicht vor mich und legte seine Hände mit nachsichtiger Gebärde

auf meine Schultern. Dann tauchte er seinen majestätischen Blick, der mich stets in Verwirrung setzte, in meine Augen.

„Bist du sicher, Freund", sagte er, „daß es die Stimme Gottes ist, die dich ruft?"

Ich fühlte, wie ich bis ins Herz hinein errötete.

Vor diesem Blick, der mir so klar schien wie das Auge Gottes, senkte ich den meinen, ich fand kein Wort der Erwiderung. Ein unsagbares Gefühl der Verlegenheit richtete sich zwischen uns empor.

Isabeau bestand nicht auf seiner Frage. Er hatte den Tragkorb wieder auf die Schulter genommen und schnallte den Riemen fest. Dabei fluchte er in mir ungewohntem Tone auf die widerspenstigen Schnallendorne.

Ich aber stand noch immer unbeweglich, denn ich wußte nicht, was ich tun sollte.

Der Prediger schüttelte mich kräftig, um mich aus meiner Erstarrung zu reißen, und sagte:

„Laß uns weitergehen, lieber Clemens!"

Wir setzten unsern Weg fort, aber ich verwünschte innerlich meine Schüchternheit und meinen Mangel an Schlagfertigkeit.

Indessen half der Marsch uns die Verlegenheit überwinden, eine Stunde später schon hatte der natür-

liche Freimut bei uns beiden wieder die Oberhand gewonnen; niemals mehr aber konnte ich den forschenden Blick vergessen, mit dem Isabeau an diesem Tage mir bis auf den Grund der Seele geschaut hatte.

An einem Morgen im Dezember, es hatte ganz leicht geschneit, war ich in Le Pendédis. Es lag verlassener denn je vor meinen Augen, die Häuser sahen grau aus wie altes Blei, rings um sie her standen schwarze Bäume, von deren Zweigen die Tropfen rieselten.

Kein Mensch wußte, daß der Vater von Hause weggegangen war, ebensowenig wußte jemand davon, daß Isabeau bei uns wohnte. Alle Welt aber sprach von der immer stärker anwachsenden Empörung der Protestanten, welche damals noch den Beinamen „die Barbets" führten. Eine schweigende Unruhe bemächtigte sich der Geister. Ein jeder vermied, wenn er etwas erzählte, seine Meinung zu enthüllen. Seit zwei Wochen durchstreiften Truppenteile die Felder. Noch gestern abend waren zwei Kompanien Infanterie auf dem Wege nach Florac durch unsern Weiler gezogen.

Ich war mittlerweile nicht mehr zu Martha gegangen. Obgleich sie für mich eine Fremde geworden war, verbot irgendein dunkles Gefühl mir, sie wieder-

zusehen. Heute früh aber, da ich mich so dicht bei Haus Plantier befand, trieb meine Phantasie mich bis zum Hofe des Onkels, so, als wolle ich meinem Herzen den endgültigen Sieg der Gleichgültigkeit beweisen.

Kurz vor Mittag war ich bei Haus Plantier angelangt.

Es war zwecklos für mich, mich auf dem Hofe zu zeigen, man hätte mich wie einen Hund vor die Tür gejagt. Ich setzte mich also auf einen Stein und überlegte. Ich dachte nur noch mit einer Spur von Trauer im Herzen an die Base und freute mich meiner Heilung. Nun ließ ich den Blick rings um mich herirren, da plötzlich hielt ich ihn bei einem funkelnden Gegenstand an.

Ich sah auf den Fußspuren eines Menschen, die der Schnee geschmolzen hatte, einen eisernen Sporn; ihn hatte zweifellos ein Soldat verloren. Gerade als ich ihn aufhob, erscholl drüben in der Stille des Waldes das gleiche Wiehern, welches mich bei meinem letzten Besuch auf Hof Plantier überrascht hatte.

Während ich den Sporn nachdenklich zwischen den Fingern drehte, sagte ich mir, daß höchstwahrscheinlich einer der seit mehreren Wochen in Les Aires liegenden Dragoner häufig bei Tobias Larguier ein und aus gehe. Ich kannte keinen unserer Verwandten, der im Heer gedient hätte. Es handelte sich also um einen Besucher, um einen Freund, vielleicht gar um mehr als

das ... Welches Wesens wegen mochte er nach Haus Plantier kommen, wo niemand lebte, der einen Soldaten hätte herbeilocken können, außer einem jungen Mädchen?

Ich stand sofort auf, mein Entschluß war gefaßt: ich war gewillt, das Haus des Onkels zu betreten, um das Idyll zu stören. Schon nach einer Sekunde jedoch erkannte ich die Torheit eines solchen Streiches. Wütend schleuderte ich den Sporn weit zwischen die Bäume und machte mich auf den Heimweg.

Zornigen Schritts trat ich ins Haus.

„Pscht!" warnte die Mutter, „Isabeau schläft."

Ich öffnete die Tür zu der Scheuer ein wenig und erblickte in der Tat Isabeau, der schlummernd im Heu lag. Aus dem halbgeöffneten Munde kam der feuchte Atem. Eine seiner Hände lag über die Brust gebreitet. Ich war seltsam bewegt durch diese vertrauensvolle Hingabe unseres Freundes und ging in die Wohnstube zurück.

Die Mutter stand unruhig auf der Schwelle.

„Horch!" raunte sie mir zu. „Es kommen Leute. Ich höre ihre Stiefel klappern."

Ich aber hatte das Geräusch besser erkannt.

„Nein", rief ich, „es sind die Dragoner!"

Ich lief hinüber, um Isabeau zu wecken; durch die Luke über der Scheuer spähte ich aufmerksam nach dem Horizont. Fünf Dragoner schickten sich an, den Hof

zu umzingeln. Ich sah, wie unter ihren roten Feldmützen, deren blaue Quaste ihnen auf die Schulter herabfiel, ihre Gesichter bei der dezemberlichen Kälte seltsame Grimassen schnitten. An ihren roten, mit blauen Verzierungen besetzten Röcken hatte ich sie sogleich als Dragoner des Petit-Languedoc-Regiments erkannt, von dem ein Häuflein Les Aires besetzt hielt.

Einer der Soldaten, zweifellos handelte es sich um den Vorgesetzten, war mittlerweise ins Haus getreten. Von unserem Versteck aus vernahmen wir seinen Schritt und seine Stimme.

„Frau", sagte er zu der Mutter, „wo ist dein Mann?"

„Mein Mann ist in Nîmes."

„Was tut er in Nîmes?"

„Er pflegt einen Verwandten von uns, der ist krank geworden."

„Wir suchen einen hugenottischen Agitator, der sich hier in der Gegend verborgen hält. Wenn er hier bei dir ist, so liefere ihn unverzüglich aus, es wird dir kein Leid geschehen. Tust du es nicht, so plündern wir dir die Bude."

Mein Entschluß stand bereits fest. Die Soldaten kannten mich nicht. Wenn es auch nicht für lange war, so konnte meine Festnahme doch nur die Flucht des Predigers begünstigen. Ich gab Isabeau ein Zeichen und stürzte, von der Gier nach dem Opfer berauscht, in das Zimmer hinab.

„Ich bin der, den ihr sucht!“

Wenn einer der durch unsere Propheten angekündigten Weltkörper zu ihren Füßen niedergefallen wäre, hätte meine Mutter gewiß kein so verwundertes Gesicht gezogen wie nun, da sie mich, festen und entschlossenen Ganges, vor den Dragoner-Unteroffizier treten sah.

Doch sie erriet alsbald meine Absichten. Sie wandte allerdings ihre furchtsam aufgerissenen Augen nicht von mir und begann fieberhaft zu beten.

Isabeau hatte sich in seinem Versteck nicht gerührt.

„Ah!“ machte der Dragoner. „Du also bist es, der die Cevennenbewohner aufhetzt? Dein Maß ist voll, mein Junge.“

Er rief einen seiner Leute herbei, der mir mit einer starken Schnur die Hände auf dem Rücken zusammenband. Ich ließ es fügsam geschehen und wanderte mit meinen Blicken, in denen eine ruhige Sicherheit lag, über ihre Gesichter dahin.

Eine Sekunde später setzte ich mich, einem der Dragoner, der das Ende meiner Fesselschnur an seinem Zaumzeug befestigt hatte, folgend, in der Richtung auf Les Aires in Gang.

Als der Unteroffizier sich in den Sattel schwang, bemerkte ich, daß an seinem linken Stiefel der Sporn fehlte ...

Der Schnee hatte die Steine des Richtweges schlüpfriger gemacht, als sie für gewöhnlich waren. Die Pferde waren jeden Augenblick in Gefahr, zu stürzen. Die Kälte wurde schärfer, mir aber stand der Schweiß auf der Stirn, so sehr nahm mich die Vorsicht in Anspruch, die ich anwenden mußte, um nicht von den Hufen des Pferdes verletzt zu werden, hinter dem ich auf dem engen Pfade dahinschritt.

Als wir bei Le Pendédis vorüberkamen, begann ein grauer Nebel die Häuser einzuhüllen. Hinter den Fenstern zitterten ein paar furchtsame Lichter. Drunten im Tale legten sich plötzlich mehrere langgestreckte weiße Wolken wie eine Schneedecke über die Dunkelheit.

Ich war unruhig, denn ich bangte, irgendein Bewohner unseres Weilers möchte mich erkennen und meinen Wächtern die von mir gebrauchte List verraten. Ach, wenn nur die stets durstigen Soldaten nicht die Lust überkam, sich auf Kosten der Bauern ein wenig zu erwärmen!

Aber der Unteroffizier hatte berechnet, daß wir dann nicht vor Einbruch der dunklen Nacht nach Les Aires kommen würden. Er ließ also seine Leute die Gangart beschleunigen, und wir ritten an Le Pendédis vorüber, ohne einer Menschenseele begegnet zu sein. Unsere Bauern kannten die Dragoner nur zu genau ...

Ich seufzte vor Wonne, als ich daran dachte, daß trotz aller Unbill Isabeau jetzt ein sicheres Versteck ge-

funden haben müsse. Jede Minute, die verstrich, vermehrte seine Sicherheit. Der Marsch hörte auf, mir qualvoll zu erscheinen. Außerdem bewegten wir uns nun auf der Heerstraße. Die Dragoner ritten schweigend dahin. Vor meinen Augen bewegte sich die riesige Kruppe des Pferdes im Takt hin und her, darüber sah ich den auf und ab tanzenden Oberkörper des Reiters. In der mondlosen Nacht fiel die Finsternis immer dichter herab.

Schließlich tauchten zu beiden Seiten der Straße Kiefernwaldungen auf, ihre starr emporgereckten Stämme zerschnitten den vom nächtigen Dunkel grau gefärbten Schnee. An den einzelnen Merkmalen des Weges, den ich so oft gegangen war, ersah ich, daß wir uns Les Aires näherten.

Einen Augenblick später drangen verschiedene Geräusche an unser Ohr; durch den Nebel schimmerten die ersten Lichter des Dorfes herüber. Ein paar armselige gelbe Flecke bezeichneten den Ort, wo die Häuser der Bauern standen. Auf dem Marktplatz hatten die Soldaten Fackeln angezündet, deren riesige, gewaltigen Rauch verbreitende Flammen bildeten einen See von Licht. Geschrei und Gesang kamen von den an der Soldatenmütze erkenntlichen Schatten, die sich rings um die Flammen bewegten, zu uns herüber.

Als wir am Eingang des Dorfes angekommen waren, stiegen meine Begleiter von den Pferden.

Sie führten mich in das Haus des Schuhmachers Poujade, das in eine Wachtstube umgewandelt worden war. Sie befreiten meine von der Kälte erstarrten und von den rauhen Schlingen der Schnur verletzten Hände. Ich wartete in einer niedrigen Stube, unter der Obhut zweier Dragoner, von denen der eine eine Fackel in der Hand trug.

Einige Minuten verstrichen, dann kam der Unteroffizier in Begleitung eines hochmütig dreinschauenden Offiziers zurück.

„Hier, Herr Leutnant", stellte der Unteroffizier mich vor und nahm Haltung an, „ist der Aufrührer, den wir suchten."

„Danke, Folquier", erwiderte der Offizier.

Der Leutnant, ein Graf de Gibertain, Kommandant der in Les Aires in Garnison liegenden Kavallerie, trat auf mich zu:

„Du heißt?"

„Clemens Larguier, genannt der ‚kleine Larguier', achtzehn Jahre alt, aus Saint-Martin-de-Boubeaux."

Der Unteroffizier fuhr zusammen. Seine Überraschung war so lebhaft, daß er seinem Vorgesetzten das Wort wegnahm:

„Der kleine Larguier, sagst du? Bist am Ende ein Verwandter von Tobias Larguier in Haus Plantier?"

„Ich bin sein Neffe."

Ich dachte an den verlorenen Sporn und erklärte mich, mit spöttischer Betonung, noch etwas genauer:

„Der Vetter seiner Tochter Martha."

Mein glücklicher Nebenbuhler schien über meinen Hohn wenig Freude zu empfinden. Herr de Gibertain aber hatte begriffen:

„Du hast dich also an Stelle des Aufrührers verhaften lassen, den du bei euch daheim verborgen hieltest?"

„Was tut es Euch?"

„Du hast ihm die Flucht ermöglichen wollen, indem du dich festnehmen ließest?"

Meine Freude machte sich in den rasch herausgestoßenen Worten Luft:

„In dieser Stunde muß er Grand-Combe erreicht haben!"

Herr de Gibertain drang nicht weiter in mich. Eine Verfolgung bei stockdunkler Nacht mußte ihm wohl unnütz erscheinen. Vielleicht auch wartete im Gasthause ein Freund auf ihn, der wie er ein großer Schachspieler war. Nachsichtig wandte er sich zu dem Liebsten meiner Base Martha, den ich mit einem grausamen Blick schlug, und sagte:

„Du hast dich wie ein grüner Rekrut hinters Licht führen lassen, mein guter Folquier."

Der Unteroffizier erwiderte nichts. Mir wollte beim schwefelfarbenen Licht der stinkenden Fackel

scheinen, seine wenig wohlwollend dreinschauende Nase hinge auf die ärgerlich emporgezogene Lippe herab.

Er war ein schöner Mann, etwa dreißig Jahre alt, gut gewachsen, mit einem dünnen Schnurrbart und einem Paar wie liebkosend blickender Augen in dem zarten Gesicht. Er traf in den Dörfern, durch die er kam, gewiß auf wenig harte Herzen.

Ich dachte, daß wohl die Andersgläubigkeit nicht der einzige Grund für die Abwendung der Base von mir gewesen sei. Am Abend zuvor, als ich ihn noch nicht kannte, hatte ich ein Gefühl der Abneigung gegen den bevorzugten Nebenbuhler empfunden, jetzt aber machten sein Abenteuer und seine verblüffte Miene ihn mir fast sympathisch.

Herr de Gibertain ging davon, nachdem er kurz seine Befehle gegeben hatte.

„Setzt mir den Burschen hinter Schloß und Riegel", sagte er.

Folquier hieß mich die Stube verlassen. Ich ward abermals von meinen beiden Dragonern begleitet und bis ans Ende des Dorfes geführt, zu jener Hütte, die den Soldaten als ständige Polizeistube und den gefangenen Aufrührern als provisorisches Gefängnis diente.

Dieses Gefängnis war ein ehemaliger Trockenraum für Kastanien, es bestand nur aus einem ein-

zigen Zimmer. Als wir ankamen, bemerkte ich beim hellen Schein der Fackel, welche der Dragoner mit sich trug, auf dem Fußboden ausgebreitet eine Pferdedecke; sie stellte die einzige Schlafgelegenheit dar.

Folquier stieß mich mit einem Schlag gegen die Schulter hinein und brummte:

„Das wirst du mir büßen, Schurke!"

Dann schloß er, mit einem fast einen Fuß langen Schlüssel, eigenhändig die Tür ab und ging davon.

Als ich allein war, warf ich mich auf die Decke. Ich mußte an Folquiers Pech denken und hätte beinahe laut aufgelacht. Sogleich aber entsann ich mich seines Rippenstoßes und der ausgesprochenen Beleidigung . . . mein ganzer Groll stieg wieder in mir empor und badete mein Gesicht in einer warmen Flut.

So lange ich, auf der Straße nach Les Aires, fast frei hinter den Dragonern hermarschiert war, hatte ich mein Abenteuer auf die leichte Achsel genommen. Nun ich in der beklemmenden Luft des Gefängnisses saß, beurteilte ich es kühler.

Indem ich mich für Isabeau festnehmen ließ, hatte ich ganz klar eingestanden, daß ich ihn verborgen hielt.

Es war aber so, daß es in vielen Fällen schon genügt hatte, einen protestantischen Priester zu verbergen, um unsere Glaubensgenossen aufs Schafott zu bringen. Und selbst wenn ich meiner Zukunft mit Optimismus entgegensah, konnte ich doch sicher sein, daß ich den besten Teil meiner Jugend auf den Galeeren des Königs würde verbringen dürfen. Die seelische Beschwingtheit eines Neubekehrten stieg wohltuend in meinem Herzen empor, wenn ich daran dachte, daß ich für meinen Glauben leiden, ja vielleicht gar mein Leben für den erleuchteten Propheten hingeben durfte, der unser Land erlösen sollte, wenn der Ruf der Freiheit erscholl.

Während diese Gedanken mir durch den Kopf gingen, war ich aufgestanden und begann in dem engen Gemach auf und ab zu wandern.

Wenn ich die Arme hob, berührte ich das unbehauene Gebälk des Schindeldaches. Unter meinen Füßen aber war der hartgetretene Lehmboden. Ich tappte im Finstern zur Tür und unterzog das Schloß einer eingehenden Untersuchung. Gegen diese dauerhafte Maschinerie hätte ein Simson mit seinen bloßen Händen nichts vermocht.

Jetzt zog ein Lichtschein meine Aufmerksamkeit an sich: ich gewahrte eine unverglaste Luke; durch sie warfen die Fackeln von Zeit zu Zeit ihren freundlichen Schimmer.

Sie befand sich etwa einen Klafter über dem Fußboden, in gleicher Höhe mit dem Dachgesims. Als ich näher herzutreten wollte, stieß ich in der Dunkelheit gegen einen schweren, an den Fuß der Wand gelehnten Gegenstand; es war ein nicht mehr im Gebrauch befindlicher Kavalleriesattel, den ein dem Wohlleben allzu sehr zugetaner Dragoner bei Verbüßung seiner Gefängnisstrafe zweifellos als Kopfkissen benutzt hatte. Andere Insassen des Kerkers hatten den nämlichen Gegenstand in der Folge dazu verwendet, die Öffnung zu erreichen und sich dadurch eine Zerstreuung zu verschaffen, daß sie das Leben im Dorf von hier aus beobachteten.

Ich stieg, vorsichtig das Gleichgewicht wahrend, auf den Sattel und blickte nach draußen. Die Luke war ein zehn Zoll breites Quadrat, man konnte von ihr aus nicht sehr weit schauen, vor allem auch ging der Blick des Betrachters nicht sehr in die Runde. Mir fiel als erstes die lange, weiße Mauer eines Pferdestalles ins Auge. Dann sah ich, weiter links, ein Stücklein des Platzes; darauf standen, neben ihren pyramidenförmig zusammengelehnten Karabinern, etwa zehn Soldaten. Sie waren in eifriger Unterhaltung begriffen. Hin und wieder flackerten die feurigen Schweife der Fackeln mächtig empor und beleuchteten mit ihrem phantastischen Licht nacheinander jede Einzelheit der sich meinen Augen darbietenden Szenerie.

Auf der weißen Mauer des Stalles zeichneten sich dunkel die unförmigen Schatten der Soldaten ab, welche sich außerhalb des Gesichtsfeldes meiner Luke bewegten. Diese drollige Pantomime machte, daß ich sozusagen auf indirekte Weise dem traulichen Beisammensein der Kriegsknechte beiwohnte. Ich sah, wie der Unteroffizier, offenbar ein guter Plauderer, seinen mit offenen Mündern lauschenden Leuten von seinen Feldzügen erzählte. Ein gewandter Haudegen verriet einem Kameraden das Geheimnis seiner unfehlbaren Klinge. Ein gepflegt aussehender Reitersmann putzte sein Lederzeug für die bevorstehende Musterung. Schließlich sah ich einen verliebten Dragoner; der zwirbelte seinen Schnurrbart und beugte sich mit einem herablassenden Lächeln zu seiner Liebsten hinab.

Dieser sentimentale Bildausschnitt brachte die Erinnerung an das meinem Gedächtnis so rasch entschwundene Bäslein wieder zum Leben, von deren Liebe ich einmal so romantisch geschwärmt hatte. Wer mochte wissen, ob nicht Martha zu dieser Stunde von unsern vergangenen Zärtlichkeiten träumte?

Doch schon kam, schmerzhaft wie ein Säbelhieb, der abscheuliche Gedanke an den hübschen Dragoner Folquier mir wieder in den Sinn. Abermals begann ich Martha so sehr zu verachten, wie ich Folquier ver-

abscheute. Von Haus Plantier stieg man in fünf Minuten nach Les Aires hinauf . . . War nicht gar sie es, die auf der Stallmauer ihrem Buhlen die Reize ihrer Jugend darbot?

Die vom Dorf herüberhallenden Geräusche verstummten nach und nach. Ich stieg von meinem Beobachtungsposten herab und legte mich auf die am Boden hingebreitete Decke.

Ich hatte wohl zehn Minuten, vielleicht auch eine Stunde, geschlafen, da erwachte ich von dem rostigen Knirschen des Schlosses.

Mit einem Satz war ich auf den Beinen.

Im Rahmen der weit geöffneten Tür erschien die unerwartetste aller Visionen, in Gestalt des Menschen, der bislang die innigste Sprache zu meinem Herzen geredet hatte.

Es war Martha.

Mit einem einzigen Blick, dem gehetzten Blick des Gefangenen, der den kräftigen Ruch der Freiheit spürt, gewahrte ich den kleinen Marktplatz von Les Aires, um den sich die dunklen Häuser drängten. Eine einzige Fackel brannte noch: die Dragoner waren dem Läuten der Feierabendglocke gehorsam

gefolgt. Nur am Eingang des Dorfes stand noch ein Wachtposten, er war in seinen grauweißen Mantel gehüllt.

„Rasch, Clemens, rette dich!“ flüsterte Martha mit bebender Stimme.

Ich fuhr wie unter einem Peitschenhieb zusammen.

„Du, Martha! Was tust du hier?“

„Still. Frag mich nicht. Wir kennen einen von den Dragonern. Mach dir weiter keine Gedanken, sondern in Gottes Namen flieh! In einer Minute ist es zu spät.“

Der gerade davongeschrittene Wachtposten drehte uns den Rücken zu. Der Augenblick war günstig, aber ich war nicht willens, meine Freiheit Martha zu verdanken. Was mochte sie Folquier gegeben oder versprochen haben, wenn dieser nicht nur darein willigte, seinen Groll zu vergessen, sondern sogar darein, die schwerste dienstliche Verfehlung zu begehen? Nein, diesen Handel wollte ich nicht annehmen!

Starrköpfig trat ich in mein Gefängnis zurück.

„Ich weigere mich, Martha!“ sagte ich. „Mit welchem Preis, sag, hast du diesen Dienst bezahlt?“

Das Mädchen folgte mir wortlos in die Trockenkammer. Dort packte sie mich am Ärmel und zerrte mich mit verzweifelter Anstrengung hinaus. Sodann schloß sie die Tür hinter mir und warf den Schlüssel weit weg.

Ich stand verwirrt, gelähmt, sprachlos; sah sie an, ohne ihr Bild in mich aufzunehmen. Mir war, als sei mir der Kopf mit Axthieben zertrümmert worden. Der Dragoner Folquier, das in Tränen gebadete Antlitz der Mutter, Isabeau, die Galeeren und Martha selbst führten in meinem Gehirn einen tollen Tanz auf.

Ich fühlte mich abermals am Ärmel davongezogen, und einige Minuten später, nachdem ich, nur dem Trieb folgend, wie ein Tier dahingerannt war, fand ich mich in der finstern Nacht, in der Schlucht eines Hohlweges, zweihundert Klafter von Les Aires entfernt.

Martha war verschwunden. In der Ferne hörte ich die Kieselsteine unter ihren Schritten davonfliegen.

Ich wollte vor Zorn und Demütigung bersten; ich drehte das Gesicht zu dem Wege nach Haus Plantier, auf dem sie davoneilte, hinüber und schrie mit der Stimme eines Wahnsinnigen:

„Dirne!"

Während ich nun so dahinmarschierte, hing ich bitteren Gedanken nach.

Welchen Entschluß sollte ich fassen? Einmal konnte ich nach Les Aires zurückkehren und mich den Dragonern in die Hände liefern, die wütend darüber

waren, daß ich sie ein zweites Mal getäuscht hatte. Dann aber erwarteten mich die Galeeren. Oder sollte ich heim nach Pierredon gehen, um sodann mich zu den aufrührerischen Brüdern zu gesellen? Tausend Dinge riefen mich zu ihnen!

Ich suchte mich auf dem Wege zurechtzufinden und stellte fest, daß meine Schritte ganz von selbst den Entschluß gefaßt hatten, den mein Kopf noch zu fassen zauderte. Ich ging, einer natürlichen Eingebung folgend, nach Le Pendédis hinunter.

Ich beschleunigte den Schritt, blieb jedoch oft stehen, um zu lauschen, ob sie in Les Aires bereits Alarm geschlagen hätten. Ich vernahm indessen nichts als das kratzende Geräusch der vom winterlichen Wind bewegten, sich aneinander reibenden Zweige, hier und da auch hörte ich auf dem Schnee irgendein zur Nacht wanderndes Tier vorüberstreichen.

Meine Füße waren durchnäßt in den Holzschuhen, die fast bei jedem Schritt von ihnen herabgleiten wollten. In meiner armseligen Bekleidung konnte ich nicht daran denken, die Richtwege zu benutzen. Ich beschränkte mich also schweren Sinnes darauf, die Heerstraße zu benutzen. Auf ihr gelangte ich ohne Zwischenfall nach Le Pendédis.

Als ich zwischen den Häusern des Weilers hindurchschritt, sah ich unwillkürlich nach der etwas abseits gelegenen Stelle hinüber, wo vor einigen Mo-

naten ein inzwischen zum Freund gewordener Schatten auf den Vater gewartet hatte.

Ich glaubte zu träumen:

Die gleiche, ehrfurchtgebietende Silhouette saß auf dem nämlichen Felsvorsprung. Als ich näherkam, ahmte sie, genau wie damals, zweimal rasch nacheinander den Schrei der Eule nach, so wie die Aufrührerischen taten.

Ich stieß einen freudigen Ruf aus, denn ich hatte Isabeau erkannt.

Er war in meinen Barchentmantel gehüllt und legte ihn mir, trotz meines Sträubens, um die müden Schultern.

„Ich hatte dich erwartet, kleiner Clemens", sagte er schlicht.

Sanft hielt ich ihm vor, warum er nicht durch sofortige Flucht sich die für unsere Sache so kostbare Freiheit verschafft habe.

„Nein, mein Freund", gab er zur Antwort. „Während die Dragoner dich abführten, verkündete eine überirdische Stimme mir, daß Gott uns diese Prüfung geschickt habe, um dich für Seinen Dienst würdig vorzubereiten. Und ich wußte, daß du sofort entfliehen würdest. Darum habe ich, auf deine Klugheit vertrauend, dich an der Stelle erwarten wollen, wo du mich zum erstenmal gesehen hast. Die Stunde ist für dich gekommen, lieber Clemens, da du dem

Willen Gottes gehorchen sollst. So sage ich dir denn, mein Sohn: du bist jetzt wert, dich zu deinem Vater zu gesellen, der auf dem Schlachtfelde des Herrn ficht."

Nach diesen Worten verstummte er. Ein niegekanntes Glücksgefühl erfüllte meine Brust, es war süß wie Nektar. Ich fühlte die Schwere meines Körpers nicht mehr; mir war, als vermöchte ich das Rote Meer auf dem Kamm der Wogen zu durchschreiten. Ungeduldig ging ich hinter Isabeau drein, die Müdigkeit, die mich soeben noch niedergedrückt hatte, war völlig verschwunden; fröhlich streifte ich durch die abgestorbenen Zweige der Ginsterbüsche und schnickte die flachen Steine leichtfüßig weg.

Die Nacht lag noch immer finster über der Erde. Plötzlich aber ging der Mond am sternenlosen Himmel auf; er war hellweiß und es sah aus, als schmölze ein Eisblock inmitten eines finsteren Sees.

Haus Pierredon zog schon von weitem unsere Blicke auf sich: sein Schindeldach, von dem der Schnee hinweggeschmolzen war, schimmerte im blauen Licht des Mondes.

Die Mutter war nicht zu Bett gegangen. Sie saß am Kamin und gab sich jenem leichten Schlafe hin, welcher das erste schwache Anzeichen des Alters ist.

Bei dem Geräusch, das die aufgehende Tür verursachte, erwachte sie sogleich. Sie erhob sich jedoch nicht von ihrem Sitz, sondern wandte nur das von Sonne und Wetter gebräunte Gesicht, das beim Schein des Kaminfeuers wie blankes Kupfer leuchtete, zu uns herüber.

Sicherlich erwartete sie, Einzelheiten über den Verlauf meiner kurzen Gefangenschaft zu hören. Da wir jedoch unbeweglich und ohne ein Wort zu sprechen bei ihr stehenblieben, schien sie mit einemmal zu begreifen. Sie seufzte:

„So willst also auch du mich verlassen, mein lieber Sohn Clemens?"

Doch sogleich warf sie sich ihre Schwäche vor; sie murmelte:

„Oh, ich weiß: die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten! So geh denn zum Vater; wohin Gott dich führt, dahin gehe."

Ich aber beschwor vor meinem inneren Auge das große Abenteuer herauf, zu dem ich aufzubrechen im Begriffe stand ... den schrecklichen Krieg, vielleicht ein schweres Martyrium, und all das Blut, das vergossen werden würde. Nun holte auch ich die mörderische Axt aus dem Winkel, von dem aus sie mich verführerisch anzublinken schien. Morgen schon würde ich bei unsern Brüdern sein, und ein Arm mehr war für die Sache der Freiheit emporgereckt.

Isabeau begriff wohl die Erregung, welche über unsern Häuptern schwebte wie ein unheimlicher Nachtvogel; er sprach kein Wort. Die Mutter wies mit der ausgestreckten Hand auf einen bestimmten Punkt — ich sah, am Fuß der Mauer, schon für meinen Weggang hergerichtet, den gleichen, wohlgefüllten leinenen Sack stehen, wie ihn vordem der Vater mit sich genommen.

Noch immer hatte unser Gast sich nicht gerührt.

„Lieber Isabeau", sprach ich ihn an, „wirst du mich auf den Weg der Pflicht geleiten?"

Der Prophet blickte mich an, überlegte eine Sekunde und schüttelte dann den Kopf:

„Nein. Man bedarf meiner in den Hohen Cevennen. Meine Aufgabe ist hier noch nicht beendet. Geh du in die Ebene hinab und kämpfe in Reih und Glied mit unsern Brüdern."

Bei diesen Worten fühlte ich meine Begeisterung schwächer werden, so, als hätte ich nur danach getrachtet, Isabeau begleiten zu dürfen. Ein Band der Liebe, von dem ich mir nicht Rechenschaft geben wollte, zog mich zu dem Prediger hin. Ich versuchte, ihm vorzustellen, daß er von den Königlichen Truppen gesucht würde und Gefahr liefe, jede Minute festgenommen zu werden. Er aber erwiderte nur:

„Mein Schicksal liegt in Gottes Hand."

Ich drang nicht weiter in ihn, sondern sagte dem Manne Lebewohl, der mit der großen Kraft seiner

Begnadung den heiligen Samen in unsere Herzen gelegt hatte, dann schmiegte ich mich in die Arme der Mutter und vermengte in einer jähen Aufwallung meine Tränen mit den ihren, die sie eigens für diese letzte Umarmung aufgespart zu haben schien.

Endlich schob die heilige Frau mich sanft von sich und sprach mit klarer Stimme:

„So leb' denn wohl, mein Junge; wandle immer auf Gottes Wegen."

Ich entgegnete nichts mehr, sondern öffnete die Tür. Der Schein des Mondes warf ein strahlend helles Dreieck auf den Boden der Stube. Entschlossenen Schritts trat ich hinaus. Die Stunde der Erfüllung war gekommen.

Zweiter Teil

Isabeau

An einem sonnigen Nachmittag im April des Jahres 1703 ging ich auf der Straße dahin, die von Villefort nach Uzès führt.

Soeben hatte ich das Dorf Meyrannes im Rücken gelassen, nun näherte ich mich Saint-Ambroix. Ich war der Kundschafter einer Truppe, die einige hundert Klafter hinter mir dreingezogen kam. Vorsichtig schritt ich dahin und blieb von Zeit zu Zeit stehen, um einen prüfenden Blick nach dem Horizont zu werfen, von dem ein kräftiger Thymianduft zu mir herüberwehte. Bei jeder Wendung des bogenreichen Weges, der sich mehrere Meilen weit an den Ufern der Cèze dahinzieht, verbarg ich mich im Gebüsch, um mich zu vergewissern, daß nichts Böses zu befürchten war.

Doch meine große Vorsicht war wohl unnötig.

An diesem in seiner keuschen Schönheit ans Herz rührenden Frühlingstage zeigte sich kein menschliches Wesen im Gebirge. Ach, wir lebten in einer wirren Zeit! Die Katholiken verließen nicht gern ihre Dörfer, denn sie fürchteten die Handstreiche unserer Truppen. Die wenigen Protestanten aber, die sich nicht zu den Aufrührern gesellt hatten, vermieden es, sich auf die gefährlichen Straßen zu wagen, über die unablässig die geordneten Heerhaufen oder aber die Scharen der Katholischen zogen.

Als ich den Kopf zurückwandte, sah ich die wie eine schwarze Schildkröte auf der bläulich schimmernden Straße entlangziehende Schar meiner Kameraden, sie war in eine riesige Staubwolke gehüllt.

Obwohl sie alle Bauern waren wie ich, schritten sie in militärischem Marschtritt dahin. Es waren etwa hundert Leute. Trotz ihres ungewöhnlichen Aussehens hätte man sie von weitem für einen Trupp aufs Feld ziehender Pflüger halten können.

Wer sie indes von nahe sah, dem flößte ihre kriegerische Haltung dennoch Schrecken ein.

Sie waren auf die sonderlichste Weise ausgerüstet. Wenn auch einige wenige von ihnen den königlichen Rock trugen, so schienen doch die meisten mit seltsamen Stoffresten umhüllt – so heruntergekommen und zerrissen sahen ihre Kleider aus. Und ihre Stiefel erzählten jedem, der Ohren dafür hatte, die Geschichte ihres großen Elends. Einige von ihnen trugen die einfache Mütze des Bauern, viele jedoch schützten ihre Stirn unter dem breitkrempigen Filzhut, den die Bewohner des Cevennengebirges mit Vorliebe tragen.

Ihre zusammengestückelte Bewaffnung wies fast jede einzelne zur damaligen Zeit bekannte Waffe auf. An ihren Gürteln baumelten riesige Küchen- und Schlächtermesser, bei manch einem hing dicht daneben eine lange Pistole. Über der Schulter trugen sie

Feuerrohre, die erst unter Heinrich IV. eingeführt worden waren und darum noch recht neu aussahen. Andere wieder trugen die moderne Flinte oder Karabiner, wie sie bei den Königlichen Truppen zu sehen waren. Daneben erblickte man gefährliche, hell in der Sonne gleißende Waffen, Schwerter, Heugabeln, Piken und Spieße, endlich die bei Bauernaufständen von je verwendete Waffe: die mit langem Stiel versehene Sense.

Alle diese Männer hatten bäuerliche Gesichtszüge. Ihr Leben war bis dahin auf einem kleinen, vom Pflugsterz abgegrenzten Fleckchen Erde verlaufen. Keiner von ihnen dachte daran, einen Blick auf die umliegenden Hügel zu werfen, wo die Sonne das grüne Laub der Kastanienbäume hell aufleuchten ließ. Sie schritten dahin mit Gesichtern, aus denen die innere Spannung strahlte, als stünden sie auf ihrem Acker und zögen mit dem altmodischen, von den Vätern überkommenen Pflug die Furche, darinnen das neue Getreide wachsen und grünen sollte. Ihre Pflicht war ihnen vom Himmel aufgegeben. Sie redeten nicht, denn ihre Herzen waren groß und grobschlächtig wie ihre Hände, und sie verabscheuten die unnützen Worte.

Einige von ihnen waren verwundet, doch sie achteten der ungeschickt angelegten Verbände nicht, auf denen die weinroten Flecke immer größer wurden.

Mählich war ich in Sichtweite von Saint-Ambroix angekommen. Zwei Flintenschüsse von mir entfernt gewahrte ich schon den Kirchturm der kleinen Stadt, den eine winzige Schar grauer, mit runden Schindeln gedeckter Dächer im Sturm einnehmen zu wollen schien.

Der Eulenschrei drang befehlend an mein Ohr. Der Führer hieß mich die Truppe sammeln. Wenige Augenblicke später schon stand ich vor ihm und meldete, daß der Befehl ausgeführt sei.

Der Anführer, ein gewisser Bastide, seines Zeichens Holzfäller in L'Aigoual, war, wie wir alle, schlecht gekleidet. Nur sein säuberlich geputzter, zinnener Halsschild verriet seinen Dienstgrad. Nachdem er mir aufmerksam zugehört hatte, verkündete er mir, daß wir um Saint-Ambroix herumgehen und einen entschlossenen Vorstoß auf Le Vivarais wagen würden.

Wir marschierten also in schräger Richtung halblinks nach Saint-Brès hinüber, die Ordnung löste sich, als wir über die mit Ölbäumen bestandenen Felder liefen. Wir klommen die Hänge empor und erreichten das Dorf Saint-Sauveur-de-Cruzières noch vor Einbruch des Abends.

Bastide zog mich an seine Seite und bemerkte:

„Du weißt, Bruder Clemens, daß dein Vater bei Cavaliers Armee steht; ich sagte es dir. Nun höre ich gerade, daß dieser das Feld bei Uzès hält. Wenn

du also noch immer den Wunsch danach empfindest – der Augenblick, zu ihm zu stoßen, ist günstig."

Bastide erklärte mir in großen Zügen die Topographie der Gegend; zehn Minuten später hatte ich den rauhen Männern, mit denen ich seit einem Vierteljahr zusammengelebt, den Rücken gekehrt.

Bei Einbruch der Nacht war ich in Barjac.

Als ich einmal zurückblickte, sah ich an dem enzianblauen Himmel aus einer in warmem Gelb leuchtenden Wolke feuerrote Funken emporsteigen.

Kirche und Pfarrhaus von Saint-Sauveur brannten lichterloh . . .

Seit meinem Weggang von Saint-Martin-de-Boubeaux hatte ich meinen Anzug aus rauhem Wollstoff anbehalten, meine Holzschuhe aber waren durch Stiefel ersetzt . . . Als Waffen trug ich eine Axt und ein Gewehr, das letztere baumelte an einem Riemen quer über meinem Rücken. Diese Bewaffnung nahm mir die Möglichkeit, direkt durch Barjac zu gehen.

Ich schlich also um das Dorf herum, um – Bastides Auskünften getreu – auf die Straße nach Uzès zu gelangen.

Als ich an Barjac vorüber war, suchte ich meine Zuflucht in einem kleinen Wäldchen, das ich zu meiner

Rechten entdeckt hatte. Dort setzte ich mich nieder und nahm mir meinen Leinwandsack vor. Mit Hilfe einer riesigen, mit Knoblauch eingeriebenen Scheibe Brot, ein paar trockenen, in Wasser gekochten Kastanien und einem Stücklein duftenden Ziegenkäses half ich mir wieder zu Kräften. Dann entschlummerte ich in der unruhigen Nacht.

Doch schon vor Tagesanbruch erwachte ich. Ich trat aus dem Wäldchen heraus und machte mich wieder auf den Weg.

Der Mond verbarg sich in den schweren Wolken. Ich ließ Barjac, das sich in der Ferne kaum vom Himmel abzeichnete, hinter mir, mit ihm die Wälder von Montluc und Ronze, deren wellige Linie in den Horizont schnitt.

Männlich hart erklang mein Schritt auf den Kieselsteinen. Ich fühlte in mir eine dumpfe Erleichterung. Ich war glücklich bei dem Gedanken, bald mit dem Vater wieder zusammenzusein, den ich seit seinem Weggang nicht mehr gesehen hatte. Was mochte in dem heiligen Kriege, den wir führten, aus ihm geworden sein? Ganz sicher hatte er die schwersten Gefahren gesucht. Vielleicht war er jetzt mit Isabeau, unserm guten Prediger und Propheten, zusammen?

Die Erinnerung an Isabeau wehte sanft über meine Stirn, wie eine Liebkosung. Mein Herz schwoll seltsam empor. Ich sah das zarte und dennoch so maje-

stätische Antlitz unseres Freundes wieder vor mir, wieder hörte ich seine Worte vor meinen verzauberten Ohren mit den Flügeln schlagen, auch dachte ich an seinen hingegebenen Schlaf in unserer Scheuer, an jenem Abend, als die Dragoner gekommen waren, um ihn festzunehmen.

Abermals lief mir eine dumpfe Erregung durch alle Glieder. Wie lästige Fliegen schüttelte ich die allzu weichen Gefühle ab.

Unterdes hatte ich das Dörfchen Saint-Jean-de-Maruéjols durchquert, ohne daß nur ein einziger Hund meinen Durchgang angezeigt hätte. Seit einer kleinen Weile hörte ich die vom Frühlingsregen hochgehende Cèze immer näher kommen, sie rollte ihre Uferkiesel dahin und ahmte dabei das Geräusch des durch die Bäume streichenden Windes nach.

Als ich in Sichtweite der Brücke angekommen war, bemerkte ich, daß jemand anders sich gerade anschickte, den Fluß vor mir zu überqueren. Bei hellem Tage oder zu weniger finsteren Zeiten hätte ich den Fremden angerufen und ihm vorgeschlagen, mit ihm zusammen zu wandern. So aber sah ich nicht ohne eine gewisse Unruhe mit zu, wie der andere als Erster die alte, hochgewölbte und mit großen, glatten und eiförmigen Steinen gepflasterte Brücke beschritt.

Er befand sich zweihundert Schritte vor mir, war aber allem Anschein nach soeben erst auf die Straße

getreten. Gewiß handelte es sich um irgendeinen auf freiem Felde stehenden Wachtposten, der sich bei meinem Näherkommen nach der Brücke zurückgezogen hatte. Sein Gang hatte zwar nichts Drohendes an sich, doch ich war mißtrauisch geworden wie ein alter Fuchs.

Ich wollte wenigstens versuchen, mir über seine Absichten klar zu werden und blieb stehen. Alsbald verlangsamte auch er den Schritt, so als wolle er mich beobachten. Ich begann wieder rascher auszuschreiten; sogleich nahm auch er seinen schnellen Gang wieder auf. Ich machte abermals halt; er begann wie ein müder Schatten dahinzupendeln, dann blieb er gleichfalls unbeweglich stehen.

Inzwischen war auch ich dicht am Ufer des Flusses angelangt. Im nämlichen Augenblick verschwand der andere – der hohe Brückenbogen hatte ihn meinem Blick entzogen. Als ich, bald darauf, den höchsten Punkt der Brücke erreicht hatte, war vor mir kein Mensch mehr zu sehen.

Ich wußte wohl, daß der Fremde sich nicht in den Fluß gestürzt hatte, sondern sich irgendwo, weiter da vorne, im Hinterhalt verbarg. Doch als ich auf der andern Seite der Brücke hinabstieg, glaubte ich, daß der andere vielleicht doch keine bösen Absichten hegen möchte ... sonst hätte er mich wohl sogleich und am Ufer der Cèze, welche um diese Jahreszeit reißend und

sehr tief war, angegriffen. Wollte er mich zum Beispiel im Walde mit Pistolenschüssen empfangen, so lief er, trotz der frühen Stunde, Gefahr, die Bewohner des nicht weit von dieser Stelle gelegenen Dörfchens Tharaux herbeizulocken.

Und doch: trotz all dieser Vernunfteinwände spürte ich die Angst Wirbel um Wirbel an meinem Rückgrat emporkriechen. Dies dauerte so lange, bis ich die glatten Steine der Brücke nicht mehr unter den Füßen spürte, denn nun wußte ich: ich war fast in Sicherheit.

Vor meinen Augen lag der matt erhellte Weg, er zog einige Schleifen und schlängelte sich zu Füßen eines dunklen Vorgebirges dahin, das ich bald als einen Wald erkannte. Die dicht aneinandergedrängt stehenden Bäume ragten wie die unerbittliche Mauer eines Gefängnisses empor, und hinter meinem Rücken schien die wütende Cèze jeden Rückzug abschneiden zu wollen.

Worauf würde ich dort vorn stoßen? Freund oder Feind?

Entschlossen wie einer, der mutig ins Wasser springt, drang ich in den Wald ein. Eine Minute später setzte sich, ohne daß ich die leiseste Bewegung, mich zu verteidigen, hätte ausführen können, ein Flintenlauf gegen meine Brust; ich sank beinahe mitten auf dem Wege zu Boden.

Der Fremde stand vor mir.

Seine Stimme klang dunkel wie das unter der nächtigen Finsternis noch zu Boden gebeugte Laub der Bäume, als er fragte:

„Wer da?"

„Kind Gottes", erwiderte ich auf gut Glück.

Der Flintenlauf blieb noch immer drohend auf mich gerichtet.

„Wohin des Wegs?"

„Nach dem Schlachtfelde des Herrn."

„So fürchtest du die Kamisarden nicht?"

„Warum sollt' ich Freunde fürchten?" gab ich wacker zurück.

Endlich senkte sich die Flinte, und mein Gegenüber sprach:

„Sei willkommen, Bruder."

Der andere gab mir ein Zeichen, daß ich ihm folgen solle.

Ich trat hinter ihm auf einen Pfad, der mitten in den dichten Wald hineinführte. Sehr bald gelangten wir an den Ausgang des Waldes, wir schritten über Äcker und Wiesen und betraten danach abermals ein Gehölz. Nachdem wir so eine Stunde schweigend dahinmarschiert waren, kamen wir zu einer Lichtung, in deren Mitte stand ein Bauernhof.

Währenddessen hatte der Himmel sich allmählich mit Helligkeit überzogen; die Bäume nahmen sich beim lichten Schein des Tages weit zarter aus als zur Nacht. Dicht neben dem Hause machten einige Männer sich mit hauswirtschaftlichen Verrichtungen zu schaffen, in ihrer Mitte brannte ein Holzfeuer, dessen Flamme die davoneilende Nacht leichenfahl erscheinen ließ.

Gerade hatte ich den Leuten meinen Morgengruß zugerufen, da warf ich mich auch schon einem von ihnen in die Arme: es war mein Vater.

Er war stämmig wie je; unwillkürlich mußte, wer ihn ansah, an einen Kastanienbaum denken, so wie sie im Cevennengebirge überall anzutreffen sind. Er war breitschulterig, groß und etwas magerer als früher ... mir wollte scheinen, er habe an Kraft und an Geschmeidigkeit gewonnen. Als der erste Augenblick der sich völlig vergessenden Hingabe vorüber war, sprach er, mit einem leichten Unterton des Vorwurfs in der Stimme, zu mir:

„Du kommst von Saint-Martin herüber?"

Ich aber beruhigte ihn:

„O nein, Vater, Gott hat schon im Dezember zu mir gesprochen. Da habe ich mich sogleich nach Les

Salles-du-Gardon aufgemacht, zu der Heerschar Bastides. Unter seinem Befehl habe ich ein Vierteljahr gestanden und eine strenge militärische Ausbildung genossen. Mit seiner eigenen Erlaubnis kam ich zu dir herüber."

„Es ist gut, mein lieber Sohn; ich habe nicht weniger von dir erwartet."

Er fragte mich zunächst nur nach der Mutter. Ich aber wußte, seit ich von Hause weggegangen war, nichts von ihr. Auch er hatte nur ein einziges Mal, im Laufe des Februar, Gelegenheit gehabt, ihr durch einen nach Florac hinauffahrenden Fuhrmann Gruß und Gedenken zu bestellen.

„Ja weißt du", nahm er seine Rede wieder auf, „ich habe schon viel gekämpft. Bruder Jean ist ein großer General, und was würde man nicht tun, wenn man den Beistand Gottes spürt?"

Danach gab er mir eine Schilderung der durch das ganze Land brandenden Empörung, er erzählte mir von den niedergebrannten Kirchen und Klöstern, und von dem erbitterten Kampf, der zwischen Kirchenschändungen und Vergeltungsmaßnahmen hin und her ging.

„Vielleicht schlagen wir bei einem Gefecht auch einmal etwas allzu heftig drein", setzte er hinzu, „aber was kann das schaden! Alles, alles geschieht durch Seinen Willen."

Er blickte starr und nachdenklich in die Ferne. Ich faßte mir ein Herz und sprach ihm von Isabeau.

„Ja", erwiderte er, mit einer leisen Bitterkeit in der Stimme, „du wirst Isabeau wiedersehen."

Er gab zu diesen Worten keine weitere Erklärung und riet, wie um eine gewaltsame Unterbrechung des Themas herbeizuführen, er wolle mich Jean Espérandieu, so hieß der Anführer der Truppe und Leutnant des Jean Cavalier, vorstellen.

Espérandieu saß mit seinen beiden Offizieren bei einem einfachen Frühstück in der großen Halle des Hofes. Er war ein untersetzter Mann mit braungebranntem Gesicht und zottigen Haaren; er sah beleibt und sinnlich aus, seine Blicke wanderten langsam umher. Der Vater stellte mich vor:

„Hier, Bruder Espérandieu, bringe ich dir meinen Sohn Clemens, sie nennen ihn ‚den kleinen Larguier'."

Mein neuer Vorgesetzter schien nur mit Mühe zu begreifen. Endlich stieß er, ohne mit Kauen aufzuhören, zwischen den Zähnen hervor:

„Sehr schön, mein Junge. Franz Larguier wird sich um dich kümmern. Wir werden bald hier wegziehen."

Damit war die Audienz zu Ende. Als wir hinausschritten, murmelte der Vater, gleichsam entschuldigend:

„Er sieht zwar ein bißchen beschränkt aus, aber in der Schlacht ist er wie ein reißender Tiger!"

Auf der Lichtung schien neues Leben emporzuschießen. Aus allen Dickichten kamen Espérandieus Soldaten hervor. Eine Trompete stieß einen langgezogenen Ruf aus, der drang in die verborgensten Schlupfwinkel des Wäldchens. Die noch verstreut umherschweifenden Männer traten zusammen, und nach kurzem Manöver marschierte die Truppe davon.

Ich war nicht von der Seite des Vaters gewichen.

„Wir befinden uns hier in einem zu Goudargues gehörigen Walde", gab er mir zu verstehen. „Und nun begeben wir uns zu Cavaliers Heerlager. Er hält, in der Nähe von Méjannes, eine große Versammlung ab."

Die Truppe bewegte sich in der Richtung auf Uzès. Bald schon verließ sie den Wald und marschierte über das Garriguen-Gebirge, darüber die Sonne, wie im schönsten Hochsommer, eine Art durchsichtigen, schimmernden Nebels gebreitet hielt. Der Eulenruf stieg zum heißen Himmel empor. Hinter den grünen Stämmen der Eichen zeigten sich einige Wachtposten. Nun langten wir auf einer kurzen Ebene an; auf ihr wimmelte es schwarz von Menschen.

Etwa eintausend bis zwölfhundert Menschen waren hier zusammengekommen; sie standen barhaupt, in einem riesigen Kreise rings um eine felsige Anhöhe. Bei einem schattigen Gebirgsvorsprung, in der Nähe des Waldes, stand wartend die Kavallerie. Jenseits des

Garriguen-Gebirges, das eine dichte Decke von Heidekraut und Thymian überwucherte, war das winzige Dörfchen Méjannes-le-Clap zu sehen, es sandte ein kaum sichtbares Rauchfähnlein zum Horizont empor.

Unsere mittlerweile völlig in Unordnung geratene Truppe verschmolz mit der andern. Jetzt drückte der Vater kräftig meinen Arm:

„Cavalier!"

Ich blickte nach der Anhöhe hinüber, auf die er mit einer Bewegung seines Kinnes wies.

Schon umgab meine ganze Aufmerksamkeit den jungen Heerführer, der von seinen Soldaten mit dem Titel „General der Kinder Gottes" angeredet wurde.

Jean Cavalier — die Aufständischen nannten ihn einfach Bruder Jean — war noch keine dreiundzwanzig Jahre alt.

Er war klein von Gestalt und fast hager zu nennen; dennoch machte er einen leicht gedrungenen Eindruck, denn sein Kopf saß etwas tief zwischen den breiten Schultern, auf die seine glänzenden, fast blond schimmernden, kastanienbraunen Haare herabfielen. Ein Paar schöner, adelig dreinblickender Augen erhellten sein Gesicht; es zeigte ein wohl zusammengezogenes, aber regelmäßiges Oval, darinnen noch die Spuren einer erst unlängst überstandenen Blatternerkrankung zu sehen waren. Die kühn geformte Nase ließ auch den Mund mit den etwas schmalen Lippen edel erscheinen.

Er trug einen Rock aus grünem, holländischem Tuch, der war mit großen, flachen Silberknöpfen geschmückt, bei einer jeden seiner Bewegungen warfen sie die hellen Sonnenstrahlen spiegelnd zurück. Seine gamslederne Hose blähte sich ein wenig über den mächtigen, trichterförmig sich öffnenden Stiefeln. An seiner Seite schimmerte die silberne Scheide eines feinen Schwertes. Er sprach und hielt dabei einen riesigen Filzhut in der Hand, um dessen Rand sich eine blaue Feder rollte. Im ganzen machte er einen starken, mitreißenden Eindruck, zugleich aber auch den der Bescheidenheit, trotz der sichtlichen Gesuchtheit seiner Kleidung.

Der Besieger des Comte de Broglio und des Maréchal de Montrevel hatte den Fluß seiner Rede nicht unterbrochen, als die Mannen Espérandieus herannahten. Er sprach den Dialekt der Provinz Languedoc und drückte sich darin leicht und gefällig aus. Bisweilen aber warf er einige Worte in energischem Französisch dazwischen, der südliche Akzent gab ihnen die beißende Schärfe einer Säure.

„Ja, meine Brüder", rief er mit weithinschallender, fast brüllender Stimme, „warum sollten wir auch unsere Zuflucht auf fremdem Boden suchen? Ist nicht dies Land, das sich rings um uns dahindehnt, wahrhaft unser Eigentum? Wir werden sterben, wenn es denn sein muß, um den Boden zu verteidigen, darinnen

unsere Väter ruhen, nimmer werden wir unser geliebtes Cevennengebirge verlassen, denn es ist unsere Heimat!"

Mit einem Taschentuch, das mir aus feinem Stoff geschnitten schien, wischte er sich die von perlendem Schweiß glänzende Stirn; die überwundene Krankheit machte sich noch immer bemerkbar. Schweigend stand die Versammlung um ihn her, aller Blicke richteten sich auf ihn. Nichts war zu hören als das summende Lied der im Heidekraut verborgen sitzenden Grillen ... es war, als unterstrichen sie das Klopfen all dieser einfachen Herzen.

Nun fuhr Bruder Jean in seiner Rede fort:

„Habt ihr, o meine Brüder, der Foltern vergessen, die euch zwingen sollten, den Glauben der Väter zu verleugnen? Habt ihr euere Söhne und Brüder vergessen, die sie auf die Galeeren geschickt haben? Vergaßet ihr euere Priester und euere Propheten, die sie gerädert und bei lebendigem Leibe verbrannt haben, — gedachtet ihr nicht der durch die Berittenen zerstreuten Versammlungen und der Dragoner, die in euern Höfen hausten und euer Brot aßen, um zum Dank dafür euere Weiber zu schinden? Habt ihr alle die wahnwitzigen Maßnahmen vergessen, die ersonnen wurden, euch zu Sklaven zu machen? Seid ihr darum, daß ihr nicht so wie die Römisch-Katholischen zu Gott — dem Gott aller Menschen — betet, geringere Christen als sie? — Doch ich weiß, ihr habt endlich

begriffen, daß Er, der Herr, mit euch ist und Pharao nicht triumphieren lassen wird."

„Er wird nicht zulassen", fuhr er nach kurzer Pause mit gedehnter Stimme fort, „daß dein Fuß, o Bruder, strauchelt. Der über dir wacht, Er wird nicht schlummern. Mut, meine Brüder, der Sieg wird unser sein!"

Er verstummte jäh und fiel auf die Knie. Er schien in heißem Gebet versunken.

„O Herr", begann er nach einiger Zeit von neuem, „der Du der Gott der Heerscharen bist: führe unsere Gefangenen heim, daß sie zu uns geströmt kommen wie die Flüsse da drunten im Süden. Führe Du unsern Arm, und laß unsere Hand nicht zittern, wenn der Kampf beginnt. So sei es."

Ein dumpfes Schweigen lag über der Menge; eine Rührung, die größer war als die Fassungskraft des Menschenherzens, warf sie danieder. Jetzt stand der General vom Boden auf und stimmte aus voller Kehle den Psalm an:

Jauchzet Gott, alle Lande;
Lobsinget zu Ehren Seinem Namen;
Rühmet Ihn herrlich.
Sprechet zu Gott: wie wunderlich sind Deine Werke!
Es wird Deinen Feinden fehlen vor Deiner großen Macht.

Die rauhen, ungeübten Stimmen der Soldaten wiederholten die einzelnen Verse. Die Flinten und Sicheln ragten mit den hoch erhobenen Händen zum Himmel empor, und die heiligen Worte stiegen zu ihm auf wie ein Sühnopfer.

Die Augen des Vaters standen voller Tränen.

Nun rückten wir auf Méjannes-le-Clap zu, dort sollte unsere kleines Heer frühstücken. Das Dorf war seit dem vergangenen Abend durch eine Abteilung jener wild die Gegend durchstreifenden Soldaten besetzt, die der Volksmund „Kamisarden" nannte.

Vor einem halben Jahr noch hatten sie den Aufständischen den echt protestantisch klingenden Namen „Barbets" gegeben. Seit Beginn des Jahres 1703 aber hatte sich, niemand weiß recht warum, bei den Menschen die Gewohnheit eingebürgert, sie Kamisarden zu nennen. Es ist gesagt worden, der Name rühre daher, daß unsere mit Kleidung schlecht versehenen Brüder feindliche Tote gern bis aufs Hemd ausgeplündert hätten.

Ich glaube indessen, daß das Wort ganz einfach von „camis" hergeleitet ist, das bedeutet in der Mundart unserer Heimat Languedoc nichts anderes als „chemins" (Wege). Wer auch kannte besser als wir

die verschwiegensten Pfade des Landes? Und wer führte so wie wir Verschworenen Krieg auf Schleichwegen, mit plötzlichen Überfällen und Beschießungen aus dem Hinterhalt?

Als das Fußvolk, unter dem ich mich, zusammen mit dem Vater, befand, in Méjannes ankam, war unser General, den die Berittenen zu begleiten pflegten, bereits im Dorfe heimisch.

Bruder Jean bewohnte eines der schönsten Häuser des Orts, es stand dicht bei der Kirche, die übrigens, auf seine Veranlassung hin, wenige Wochen zuvor in Brand gesteckt worden war. Die Soldaten bereiteten das Mittagsmahl. Mehrere Feuer flammten unter freiem Himmel empor, ein angenehmer Duft nach Suppe und Braten kitzelte die Nasen. Die Bewohner des Dorfes, fast alle Protestanten, umdrängten uns.

Ich hatte den Vater für einen Augenblick verlassen, um mich aufs Geratewohl umherzutreiben.

Ich besah mir die Kirche, von der nur noch die Mauern und der Turm standen, sie waren von dichten Rauchschwaden geschwärzt. Eine Frau hatte gerade den Platz vor der Kirche überquert, unsere Leute grüßten sie voller Ehrfurcht. Sie trug auf dem Kopf einen großen Hut mit weißen Federn, der Nacken war von kurzen, braunen Haaren bedeckt, der grüne Mantel,

den sie um ihre Gestalt geschlungen hatte, war mit goldenen Schnüren besetzt.

Sie trat ohne weitere Umstände in das von Cavalier bewohnte Haus. Ich vermochte zwar nur ihren Rücken zu sehen, aber ihr Gang gemahnte mich an einen mir bekannten Menschen. Eine meinem Verstande nicht begreifliche jähe Glut erwärmte meine Brust.

Ich konnte nicht an mich halten und fragte einen Soldaten, wer wohl die schöne Erscheinung sei.

„Wie?" rief jener, „du kennst sie nicht? Das ist doch Schwester Isabeau!"

Isabeau! Mich überkam es wie eine Erleuchtung. Diese Entdeckung warf einen unvorhergesehenen Lichtschein in mein Herz, so daß ich mit einemmal meine Gefühle zu erkennen vermochte. Ich zitterte vor froher Verwunderung, während ich eilig zu dem Vater zurücklief. Ich traf ihn, unter dem schützenden Dach einer Tür sitzend und in der Bibel lesend, an.

Ich wartete nicht erst, bis er mich fragte, sondern rief:

„Vater, Vater, Isabeau ..."

Er hob sein Gesicht zu mir auf, nicht das leiseste Erstaunen spiegelte sich auf ihm.

„Ja, es stimmt, kleiner Clemens", sagte er bedächtig, „du wußtest nicht, daß Isabeau eine Frau ist ..."

Sein auf mich gerichteter Blick verlor sich in der Ferne. Dann gab er sich einen heftigen Ruck und nahm seine Lektüre wieder auf. Mir war, als hörte ich ihn vor sich hinmurmeln:

„Gäbe Gott, daß es ein Mann wäre . . .“

Ich kannte den Vater wohl, sein Verstummen kam oft einem Befehl gleich. So schlüpfte ich denn hinaus, ohne noch eine Frage an ihn zu richten.

Am Abend, nachdem das Zeichen zum Schließen der Tore gegeben worden war, ging ich zusammen mit dem Vater, nach der Scheuer, die etwa dreißig von unsern Leuten als Schlafraum diente. Aber ich fand keinen Schlaf. Als alles in Schlummer gesunken war, schlich ich lautlos hinaus und irrte im Dorf umher.

Ohne es vielleicht wirklich zu wollen, befand ich mich bald dicht beim Hause des Generals, vor dem eine Wache zu sehen war: sie saß, die Flinte zwischen die Beine gelegt, auf den Stufen der zum Hause hinaufführenden Treppe.

Bei einem Fenster des einzigen Stockwerkes bemerkte ich einen gelben Lichtstrahl, er kam zwischen den schlecht geschlossenen Rolläden hervor. Der General schlief also nicht. Ob er wohl allein war?

Die mich verwirrenden Worte des Vaters klangen in meiner Erinnerung schmerzlich wieder auf. Was mochte Isabeau zu dieser Stunde treiben?

Ich strich noch einige Sekunden auf dem Platz umher. Als ich den Blick abermals zu dem Fenster hinaufkehrte, sah ich, daß es völlig dunkel war. Cavalier war gewiß inzwischen eingeschlafen.

Etwas traurig ging ich nach der Scheune zurück, um mich im Heu zu vergraben ...

Am nächsten Tage war ich beim ersten Morgengrauen auf.

Ich trat ins Freie und hatte noch keine hundert Schritte getan, als ich Isabeau traf.

Sie trug, wie am Abend zuvor, ihren grünen Mantel, darunter war ein weißes Kleid zu sehen. Sie war barhaupt, ihre dunklen Haare ließen die Blässe des schmalen Gesichts noch stärker hervortreten. Eine goldene Kette umschloß ihren Hals, der zierlich und ungemein bezaubernd über der fast kindlichen Brust emporstieg.

Sie begann als erste zu reden:

„Ach, lieber kleiner Clemens, wie froh bin ich, dich wiederzusehen!"

Ihre Freude schien aufrichtig, und ihre keiner Lüge fähigen Augen erleuchteten ihr jetzt rosig überhauchtes Gesicht. Und doch konnte ich dieser Frau nicht mit der gleichen Freundlichkeit begegnen wie früher. Ich

wagte sie auch nicht mit dem vertrauten „du" anzureden, sondern drückte mich derart aus:

„Oh, ich hatte unsern Freund Isabeau nicht vergessen. Aber ich wußte nicht, daß ich ihn in diesem Gewande wiedersehen würde!"

Sie glaubte wohl, in meiner Stimme einen Vorwurf zu hören, und entgegnete:

„Für die Erfüllung meiner Mission in den Hohen Cevennen war die männliche Kleidung sehr angebracht."

Danach sprach sie mir von der Mutter, ohne daß das leiseste Wort über den Vater gefallen wäre.

Ich antwortete einsilbig, ohne daß ich den Mut gefunden hätte, meinen Blick auf ihren roten Lippen und auf ihrer schmalhügeligen, wogenden Brust ruhen zu lassen. Noch immer schien es mir, als habe ich es mit dem jungen Prediger zu tun, und dieser Wechsel des Geschlechts durchtränkte mein Herz mit einem seltsam dunklen Gefühl; es verwirrte mich mehr als das Bewußtsein einer Sünde.

Sie fühlte meine Zurückhaltung und war dadurch mir gegenüber ebenfalls verwirrt. Um diese beiderseitige Trübung des Gefühls zu zerstreuen, entschloß sie sich, zu scherzen:

„Mit welcher Geschicklichkeit hast du dich doch an jenem unvergeßlichen Abend im Dezember den Händen der Dragoner entwunden! Und doch will mir scheinen,

jemand habe, aus Liebe zu dir, deine Flucht begünstigt."

Sie konnte keine bessere Anspielung finden, um meine Erregung auf die Spitze zu treiben. Böse warf ich hin:

„Was geht das Euch an!"

„Oh, lieber Clemens", erwiderte sie, „in Haus Pierredon warst du liebenswürdiger zu mir. Hast du dich über mich zu beklagen?"

„Ich habe nicht das Recht, mich über Euch zu beklagen!"

„Das Recht! Was willst du damit sagen?"

Ich schwieg und sah hartnäckig auf den Boden. Isabeau aber war viel zu feinnervig, um nicht zu spüren, welche Gefühle in meinem Herzen miteinander stritten. Sie biß sich ärgerlich die Lippe und verschwand, nachdem sie mir ein kurzes Lebwohl hingeworfen hatte.

Ich hätte ihr nachlaufen mögen, um sie zu beruhigen, ihr mein Benehmen zu erklären ... Doch eine lächerliche menschliche Achtung vor mir selber ließ mich wie angenagelt stehenbleiben.

Nachdem ich mit gutem Appetit die Morgensuppe verspeist hatte, blieb ich nachdenklich am Tische sitzen.

Der Vater und die Kameraden waren davongegangen.

Mit einemmal ertönte vor der Scheuer ein heftiger Trommelwirbel.

Ich öffnete die Tür und lauschte hinaus. Es wurden für eine gefährliche Unternehmung zwanzig Freiwillige verlangt.

„Bin dabei!" schrie ich.

„Gut", erwiderte der Trommler. „Benachrichtige den Anführer deiner Truppe und begib dich zu Bruder Jean."

Ich hielt nach Espérandieu Ausschau und fand ihn auch fast sogleich. Als ich dem stämmigen Manne meinen Wunsch auseinandergesetzt hatte, rief er aus:

„Dein Vater befindet sich bereits unter den Freiwilligen. Bei ihm mag es noch angehn, er erbietet sich immer für gefahrvolle Unternehmungen. Aber du? Nein, du sollst nicht mitgehen!"

Ich beharrte indessen derart hartnäckig auf meinem Wunsch, daß er sich schließlich erweichen ließ. Ich eilte zu dem Hause Cavaliers hinüber. Der General saß im Erdgeschoß vor einem mit Papieren übersäten Tisch. Zu seiner Linken erblickte ich seinen Leutnant Saint-Jean des Boutières, rechts von ihm aber stand in ihrem weißen Kleide, schlank und kühl wie ein Standbild, Isabeau.

Vor ihnen wartend die kleine Schar der übrigen Freiwilligen. Als ich den Raum betrat, wandten sie sich nach mir um. Da der Vater mich erschaute, ging ein Beben durch seinen Körper, er umschloß mich mit einem langen, schmerzlichen Blick.

Ich hatte mich mittlerweile in die erste Reihe geschlichen und suchte Isabeau mit den Augen. Als nun die Glut meiner Blicke ohne Hindernis zu ihr dringen konnte, schien das ganze Blut ihres Herzens in ihre Wangen emporzusteigen. So lange ich zu ihr hinübersah, hielt sie die Lider gesenkt; über ihre Lippen kam kein Wort.

Cavalier hatte sich mittlerweile seine Schar, einen nach dem andern, genau betrachtet.

„Hört, meine Brüder", sprach er nun, „ich will euch mit der sorgfältigen Durchführung eines heiklen Unternehmens betrauen. Schon lange hege ich den Wunsch, mich der Stadt Saint-Ambroix zu bemächtigen. Nun ist sie, ohnehin wohl verteidigt, durch den Einfall Bastides in Saint-Sauveur gewarnt. Wir können also nur hoffen, sie mit List zu nehmen. Ich weiß durch unsere Spione, daß der Comte de Miraman, so ist der Name des Gouverneurs der Stadt, heute abend eine Verstärkung von fünfundzwanzig aus Uzès kommenden Dragonern erwartet. Ihr erinnert euch unserer bei Schloß Servas ange-

wandten List? Wenn es uns gelingen sollte, diese Schar niederzumachen, so könnten einige beherzte Männer ihre Uniformen anlegen und nach Saint-Ambroix, wo die Truppe ja bereits angekündigt ist, hinein. Sind sie erst einmal in der Stadt, so wird es ihnen ein leichtes sein, uns die Tore zu öffnen. Es handelt sich lediglich darum, die fünfundzwanzig Dragoner geschickt zu umzingeln. Es muß auf alle Fälle vermieden werden, den Feind herbeizulocken. Ihr werdet euch in der Nähe von Fons postieren. Und während ihr euch eueres Auftrags entledigt, werde ich den größeren Teil meiner Truppen nach Saint-Ambroix führen."

„Wo sollen wir zu dir stoßen?" fragte einer der Freiwilligen.

„Ihr habt nichts anderes zu tun, als die Straße ohne Umweg und möglichst rasch entlangzureiten. Und dann vor allem", setzte der ‚General der Kinder Gottes' hinzu, „gedenket, daß ich nicht von euch verlange, ihr solltet heldenmütig sterben. Ich befehle euch nur dieses: brechet mit dem harten Willen zum Siege auf! Nun geht. Saint-Jean wird euch mit einer Landkarte und mit der notwendigen Munition versorgen."

Gegen vier Uhr nachmittags langten wir in der Nähe des Dorfes Fons-sur-Lussan an. Der Vater, welcher inzwischen zum Anführer ernannt worden war, ließ uns dicht bei einem von der Straße in zwei Hälften geschnittenen Wäldchen Halt machen, sodann teilte er uns in vier Rotten ein. Sechs Männer schlugen sich, zu beiden Seiten des Weges, in die Gebüsche, und zwei Gruppen von je vier Mann verbargen sich oberhalb und unterhalb des Wäldchens, um so den andern notfalls helfen und zugleich verhindern zu können, daß ein Flüchtling hinausgelangte und Alarm schlug.

Ich befand mich bei einer der in die Mitte des Waldes eindringenden Rotten. Zwei Stunden des Wartens waren vergangen, da sahen wir in der Ferne eine riesige Staubwolke sich auf der Landstraße dahinwälzen; sie kam aus der Richtung von Uzès.

„Da sind sie!“ flüsterten wir einander zu.

Ohne eine Spur von Mißtrauen zu zeigen, rückten die Dragoner näher. Als sie noch zweihundert Klafter von unserm Wäldchen entfernt waren, verlangsamten sie das Tempo. Einer von ihnen galoppierte voran, um die Bäume, zwischen denen wir verborgen lagen, einer Musterung zu unterziehen. Wir warteten in unserem Versteck, die bebenden Finger umkrampften die Flinten. Der Soldat ritt rasch an uns vorüber, ohne uns zu bemerken; dann kehrte er denselben Weg

zurück, um seine Kameraden wissen zu lassen, daß der Weg frei sei. Eine Sekunde danach kam der Knäuel der Berittenen in kurzem Galopp in das Wäldchen geritten. Meine Nachbarn blieben teilnahmslos liegen, ich aber betrachtete mit einem wehen Blick die fast wehrlosen Männer, denen wir den Tod zu geben im Begriffe waren. Ich gewahrte unter ihnen mehrere, deren grobe Bauernschädel den unsern ähnlich sahen.

Im nämlichen Augenblick erklang eine vielfache Detonation, und acht oder neun Dragoner stürzten aus den Sätteln. Einer von ihnen war mit dem Fuß im Steigbügel hängengeblieben, er wurde von seinem Pferde mehrere Sekunden geschleift, bevor der Sattel völlig frei war. Abermals ertönten Schüsse. Die oberhalb des Waldes versteckten Kamisarden hatten gezielt. Wieder fielen einige Reiter.

Die noch unverletzten Dragoner dachten an keine Gegenwehr, sie gaben ihren Gäulen beide Sporen und stoben davon. Wir nahmen die Verfolgung auf.

„Schießt auf die Pferde!" hörte ich den Vater schreien.

Sein Ratschlag war gut. Wir trabten wie Jäger, die dem Wilde auf der Spur sind, durch das Garriguen-Gebirge dahin. Nach fünf Minuten flohen nur noch vier herrenlose Pferde vor uns her. Von den fünfundzwanzig Dragonern lagen fünfzehn oder sechzehn tot auf der Straße. Die noch lebenden stellten

sich, von ihren hohen Stiefeln stark behindert, dicht zusammen, so als wollten sie sich gemeinsam ergeben.

Wir hatten mittlerweile unsere Flinten von neuem geladen und umringten die Soldaten.

„Die Waffen nieder!“ schrie der Vater ihnen zu.

Nachdem sie noch eine Sekunde gezaudert hatten, warfen die Reiter ihre Flinten weg. In dem Augenblick, da ich mich bückte, um eine von ihnen aufzuheben, rief eine von toller Wut heisere Stimme:

„Schandbube! Du hast dein letztes Stück Brot gefressen!“

Ich fühlte, wie ich mich um mich selbst drehte und auf den Rain des Weges niedersank. Ich verlor das Bewußtsein. Eine Serie von Gewehrschüssen weckte mich auf. Mir war, als sei meine rechte Schulter zerschmettert, so sehr schmerzte sie.

Als ich die Augen wieder aufschlug, erblickte ich den Vater, der sich gerade über mich beugte.

„So, hm; es geht ja schon besser, mein Junge“, murmelte er mit vor innerer Bewegung weichgewordener Stimme. „Es ist gewiß nichts Ernstes. Eine Kugel in der Schulter. Trink!“

Ich dankte dem Vater mit einem Lächeln, als er den Hals einer mit weißem Branntwein gefüllten Kürbisflasche zwischen meine Lippen führte.

Die verwundete Schulter wurde rasch verbunden. Nun endlich konnte ich wieder aufstehen und das

Schlachtfeld einer Besichtigung unterziehen. Die Leichen der Dragoner waren zur Seite des Weges geschafft worden. Pujol, so hieß einer der Unsern, sprach zu mir:

„Wir haben die andern ebenfalls befördert, um dich zu rächen."

Ich bestand darauf, denjenigen von den Toten zu sehen, der auf mich geschossen hatte. Er wies eine, wahrscheinlich tödliche, Verwundung im Rücken auf; sie hatte ihn daran gehindert, sorgfältig auf mich zu zielen. Zweifellos verdankte ich diesem Umstande mein Leben ... Auf seinen Pistolenschuß hatte der Vater mit einem Axthieb geantwortet. Der hatte ein furchtbares Loch in den Schädel geschlagen, darinnen sich Stoffetzen mit der dickflüssigen Gehirnmasse vermischten.

Ich beugte mich über ihn.

Seine Rechte hielt noch die nach Pulverdampf stinkende Pistole umklammert. Auf dem roten, ein wenig verblaßten Tuch seines Ärmels gewahrte ich einen langen, völlig neuen Streifen; an dieser Stelle hatte vordem gewiß eine Unteroffizierstresse gesessen. Zweifellos war der Dragoner seines ehemaligen Grades enthoben worden. Ich empfand eine seltsame Neugierde und betrachtete aufmerksamer denn zuvor das noch warme Gesicht des Toten; ein heftiges Erschrecken durchfuhr mich, als ich, weit aufgerissen und

noch jetzt von unversöhnlichem Haß erfüllt, die Augen vor mir sah, deren geckenhafter Liebreiz Martha zu gewinnen vermocht hatte. Es war Folquier.

Der Vater und die Kameraden machten sich daran, die toten Körper zu entkleiden und die versprengten Pferde zusammenzutreiben. Meine Schulter schmerzte immer mehr. Das Gefilde blaute in den ersten Schauern der Nacht ...

Ich kehrte zu Folquier zurück. Das riesige Loch, welches sein Kopf aufwies, ließ einen grausig anzusehenden Brei entsickern; es sah wahrlich aus, als würden dunkle Trauben in der Kelter ausgepreßt. Er lag auf der Seite, ein langer, blutiger, bereits eingetrockneter Faden zog sich über seine Wange. Ich nestelte mit einiger Mühe ein Stück Leinwand aus meiner Tasche. Dann trocknete ich mit unbeholfen kindlichen Bewegungen, denn ich mußte ja die Linke dazu benutzen, sanft das Angesicht des Toten ab.

An diesem Morgen heute war ich sehr verwundert darüber, in einem Bett zu erwachen! O ja, es war ein kleines, recht bescheidenes Bett, aber das Bettuch war rein und duftete nach Lavendel. Seit Monaten hatte ich keine andere Schlafstatt gekannt als Heu oder Stroh, in irgendeiner Scheuer. Ich machte eine Be-

wegung, doch meine Schulter erinnerte mich allsogleich daran, daß ich ja verwundet war.

Blitzschnell stand wieder das Scharmützel mit den Dragonern vor meinen Augen, sah ich wieder die davonstiebenden Pferde und sah Folquier, der mir, über den Tod hinaus, seinen Fluch nachzuschleudern schien.

Andere Betten standen in Reih und Glied mit dem meinen in dem mir unbekannten Raum. In ihnen lagen andere Verwundete. Alle schliefen, nur einer von ihnen ließ einen ununterbrochenen Gesang seinen Lippen entströmen, – der Tod war im Begriff, seine unerbittliche Hand über ihm zu schließen. Mich dürstete, doch ich befürchtete, einen meiner Kameraden zu wecken, wenn ich rief.

Nun trat ganz vorsichtig jemand ins Zimmer. Ich sah das ausdrucksvolle Gesicht des Vaters sich mir nähern.

„Grüß Gott, lieber Clemens", sprach er dumpf. „Hast mir diese Tage über viel Kummer gemacht."

„Ach, Vater", gab ich zurück, „ich habe noch Schmerzen in meiner Schulter; aber ich fühle mich dennoch wohler."

„Zum Teufel auch, drei Tage lang hast du besinnungslos gelegen, hast stark gefiebert und warst bereits halb beim Tode. Aber jetzt glaube ich, daß du es überstanden hast."

„Sag, Vater: haben wir Saint-Ambroix genommen?"

„Ach! Unvorhergesehene Umstände haben Bruder Jean verhindert, seinen Plan durchzuführen. Die Partie ist aufgeschoben. Nach einem harten Gefecht bei Barjac hat er Castanet zu Hilfe eilen müssen, den Julien in den Hohen Cevennen verfolgte. Ich aber, mein Sohn, gehe mit Espérandieu in der Richtung nach Alès hinab, wo zweifellos in einer Woche die ganze Armee zusammengezogen werden dürfte ..."

„Ja. Doch wo sind wir denn hier?"

„Im Walde bei Goudargues, wo du mich neulich getroffen hast. Du befindest dich in einem Hause, das uns als Lazarett dient."

Er verstummte für einen Augenblick, dann fuhr er, mit rauherer Stimme als zuvor, fort:

„Ich komme nämlich, dir Lebewohl zu sagen. Halte dich bis zu deiner Genesung hübsch ruhig, dann möge der Herr dir helfen."

Er streckte mir seine schwielige Hand hin, ich umspannte sie mit warmem Druck. Dann ging er hinaus. Eine Sekunde danach schmetterten draußen auf der Lichtung die Trompeten. Espérandieus Truppe verließ ihr Versteck.

Ich versank in ein wirres Grübeln und schlief endlich wieder ein.

Als ich abermals erwachte, kam ein zarter Schritt über die kalten Fliesen des Raumes gegangen. Eine mir wohlbekannte, junge und ernste Stimme rief:

„Ah, wie geht es uns?"

Isabeau stand neben meinem Bett, in ihrer Hand erblickte ich eine Tasse warmen Tees.

„Hier, trinke, kleiner Larguier."

Ich trank, mit einem Lächeln des Dankes und des Wohlbehagens auf den Lippen.

„So habt also Ihr mich gepflegt, Isabeau", seufzte ich, meinen Groll von Méjannes vollkommen vergessend.

„Ich widme mich allen Verwundeten", gab sie sanft zurück und begann, Leinwand zu zupfen.

Die kühle Antwort bestürzte mich, und abermals glaubte ich, Isabeau wünsche die Vergangenheit für immer zu begraben. Eine heftige Bitterkeit vergiftete mein Herz.

„Ach, warum bin ich nicht neulich gestorben!" murmelte ich traurig vor mich hin.

Isabeau ahnte den Sinn meiner Worte mehr, als sie ihn hatte vernehmen können.

Ich war jung und verstand mich noch nicht auf die Kunst, in der Seele der Frauen zu lesen; so begriff ich erst später die Wahrheit: die Prophetin hatte beschlossen, die Verwundeten zu pflegen, da sie sich vor-

warf, die indirekte Ursache meiner eigenen Verwundung zu sein. Sie hatte es wohl erfühlt, daß ich aus Gram nach Fons gegangen war. Seit jenem Zwischenfall damals in Haus Pierredon mußte sie meine Liebe zu ihr ahnen.

Bei meinem trostlosen Ausruf kam ein trauriger Schatten in ihre Augen, darinnen ein zärtlicher Tadel zu lesen war.

„Nun komm", sprach sie, „man muß seine Gedanken nicht in dieser Richtung wandern lassen. Wer sich einer Sache wie der unsern verschworen hat, darf nur an sein ideales Ziel denken."

Ich erwiderte nichts. Ein langes Schweigen lag lastend im Raum.

Meine noch immer unsicher umhergaukelnden Gedanken stellten das junge Weib dem Anführer Cavalier zur Seite. Wieder durchbohrte der Stachel der Eifersucht mein Herz. Wie natürlich war es, dem düster dreinschauenden Aufrührer den durch den Sieg großgewordenen, glänzenden General vorzuziehen! In dem Augenblick, da ich dies dachte, hätte ich Isabeau verachten mögen, so wie ich vor vier Monaten Martha verachtet hatte. Und doch war es anders: während meine Gleichgültigkeit Martha gegenüber eine vollkommene geworden war, fühlte ich meine heimliche Liebe zu Isabeau von Stunde zu Stunde wachsen.

Währenddes widmete das junge Weib sich sorgsam der Krankenpflege. Jeden Tag kam sie, mitleidend und handelnd, auf leisen Schritten in das kleine Lazarett. Für einen jeden der Verwundeten fand sie ein schlichtes, sanftes Wort. Wenn sie die Tür öffnete, wandten sich die Gesichter aller mit schüchterner Dankbarkeit, darin ich ein gewisses Maß an Liebe entdecken wollte, zu ihr hinüber.

Ich hatte zu ihr nicht mehr von mir selbst gesprochen. Sie pflegte mich wie jeden andern Verwundeten, ohne mir ein Wort mehr oder weniger zu gönnen. Ich betrachtete sie mit gierigen Augen, denn die Untätigkeit des Zubettliegens ließ mein Blut heißer fließen denn sonst.

Eines Tages fand ich den Mut, sie zu fragen:

„Ihr seid mir böse, Isabeau?"

Der Blick, damit sie mich wie mit einer warmen Flut umgab, war so rein, daß ich mein Herz unter ihm schmelzen fühlte.

„Aber nein, lieber Clemens", sagte sie, „ich habe niemals aufgehört, deine Freundin zu sein!"

„Und doch flieht Ihr mich. Mir will scheinen, daß Ihr mich verabscheut."

„Ach, ich verabscheue hier niemanden, du argwöhnischer Junge. Ich spare alle Kraft meines Hasses für die Feinde unseres Glaubens auf."

„Oh, ich hasse die Henker der Gläubigen ebenfalls, Isabeau", entgegnete ich. „Doch der Haß schließt die Liebe nicht aus . . ."

Isabeau blieb stumm.

Es war die Dämmerstunde, da das friedliche Rot der untergehenden Sonne das Zimmer mit seinem milden Licht durchflutete. Draußen sank eine große Stille zwischen den Bäumen herab. Die Verwundeten lagen in fiebrigem Schlummer. Ich aber war nun zum Angriff vorgegangen. Nichts konnte mich mehr zurückhalten.

„Isabeau", fragte ich, „fühlt Ihr es nicht, wie sehr ich Euch liebe? Seit dem Tage, an dem Ihr unser Haus betratet, umgebe ich Euch mit einer Liebe, noch zärtlicher als die man seiner Mutter entgegenbringt. Als ich erfuhr, wer Ihr seid, hat sich mein Herz völlig verändert."

Ich sprach ihr von dem unerklärlichen Gefühl in meiner Brust, von jenem Quell des Glücks und des Wehs, jenem unausweichlichen Gram, was alles die Liebe bedeutet.

Sie stand, totenbleich im Gesicht, auf und sagte:

„Sei still, Freund, sei still! Alles das darf ich nicht hören!"

Doch ich fuhr fort zu reden.

Mit linkischen Worten erzählte ich ihr von meinen schlaflosen Nächten seit ich sie wiedergefunden, meiner

gegen niemanden gerichteten Eifersucht und von jener demütigen Anbetung, in die ich mein ganzes Wesen wie in eine Opferschale legte.

„Sprich nicht gotteslästerlich, mein Freund!"

„Aber ich liebe dich doch, ich liebe dich, Isabeau. Kein Mensch wird mich daran hindern, es dir ins Gesicht zu schreien ..."

Sie war dicht an mein Bett herangetreten:

„Im Namen Gottes, sei still, Freund Clemens!"

Ich hatte ihre brennende Hand ergriffen, und meine Linke fuhr liebkosend über das lebendige Korallenrot ihrer Haut. Nun fühlte ich ihren Atem über meiner Stirn. Ich zog sie sanft zu mir herab, und unsere Lippen trafen sich im reinsten Kusse, der jemals zwischen zwei menschlichen Wesen gewechselt worden ist.

Plötzlich entriß Isabeau sich meiner Umarmung und floh davon.

Am Morgen des darauffolgenden Tages hatte ein junger, auf dem Wege der Genesung begriffener Kamisarde namens Zabulon das Pflegeramt des jungen Weibes übernommen.

Ich fragte ihn, was aus Isabeau geworden sei. Er wußte es nicht.

„Sie hat mir aufgetragen", fügte er indes hinzu, „dir diesen Plan einzuhändigen; mit seiner Hilfe

könnest du, sagte sie, wenn du erst gesund seiest, wieder zu deiner Truppe stoßen, ohne daß du Gefahr läufst, von den Katholiken gefangengenommen zu werden."

Damit übergab er mir ein Pergament. Darauf war eine Karte des gesamten Cevennengebietes gezeichnet, man konnte darin unsere verschwiegensten Gebirgspfade entdecken, dazu die Orte, wo sich unsere Rüstkammern, unsere Lazarette und unsere kleinsten Schlupfwinkel befanden.

Jean Cavalier selbst hatte sie gezeichnet. Als sie durch Verrat in die Hände des Feindes fiel, war der protestantische Widerstand bereits halbwegs gebrochen.

Über der Karte stand geschrieben: „Verborgene Pfade".

Eine Woche später war meine Wunde geheilt. In dem Hause, das mitten im Walde von Goudargues stand, waren unter Zabulons Obhut nur drei Verwundete zurückgeblieben. Alle meine andern Kameraden hatten, als sie geheilt waren, einer nach dem andern das stille Haus verlassen.

Ich beschloß, in der Richtung nach Alès davonzugehen, um dort auf Espérandieus Truppe zu stoßen.

Ich steckte nichts als ein Messer in die Tasche und machte mich, es war der 28. April, auf den Weg. Mit Hilfe des mir von Isabeau zugesandten Planes kam ich am nächsten Tage zu Beginn des Nachmittags und nach einer ohne jeden Zwischenfall zurückgelegten Wanderung in Sichtnähe von Alès an.

Da ich es für klug erachtete, die Stadt selbst nicht zu betreten, machte ich, meinen Plan zu Hilfe nehmend, einen langen Umweg, um endlich bei einer mit Felsbrocken übersäten Straße anzukommen, von der ich glaubte, daß sie sich im Süden der Stadt Alès dahinzöge. Ich setzte mich auf eine Böschung, denn der anstrengende Marsch im prallen Sonnenschein hatte mich ermüdet, auch empfand ich von meiner Verwundung her noch eine dumpfe Verwirrung im Kopfe.

Es war ein Sonntag. Der Klang der Glocken drang durch die klare Luft zu mir herüber. Nun tauchte vor meinen Blicken ein Wäglein auf, so wie es die Gärtner benutzen. Davor war ein armer schwindsüchtiger Maulesel gespannt; gelenkt wurde es von einem etwa fünfzigjährigen Manne, der wie ein wohlhabender Bauer gekleidet war.

Ich wollte mich meiner Sache versichern und fragte:

„Wohin führt diese Straße?"

Der Mann hielt erstaunt seinen Wagen an und erwiderte:

„Aber das ist doch die Straße nach Anduze!"

„Ich möchte nicht aufdringlich sein, aber fahrt Ihr weit?"

Ich hatte ein Mittel erschaut, auf besserem Wege zu reisen denn auf meinen erschöpften Beinen. Der andere betrachtete mich genauer, dann sagte er:

„Ich fahre nach Bagard."

„Wo liegt das?"

„Halb so weit wie Anduze, auf dem gleichen Wege, zum Teufel!"

„Könntet Ihr mich wohl bis dahin mitnehmen?"

Der Bauer schien nachzudenken, dann fragte er seinerseits:

„Wohin wollt Ihr?"

Ohne Zögern gab ich zurück:

„Nach Anduze."

„Na schön, so steigt auf."

Das Wäglein war schwer mit lauter schmalen, unter einer Plane verborgenen Gegenständen beladen. Das Maultier trabte keuchend seines Wegs. Der Mann brannte sichtlich darauf, zu wissen, warum ich wohl so ganz allein über die unsicheren Wege irrte.

„Ihr habt gewiß Verwandte in Anduze?" entschloß er sich endlich zu fragen.

„Mein Gott ja", erwiderte ich gedehnt, um mir die Frist zu geben, eine Geschichte zu erfinden. „Ein Onkel von mir hat da drunten eine Schankwirtschaft."

„Aha!“ gab der Wagenlenker zurück, „sicherlich das ‚Rote Rebhuhn‘?“

„Nein“, brachte ich sehr verwirrt hervor.

„Dann am Ende der ‚Lustige Onkel‘?“

„Ach wißt Ihr“, sagte ich nun geradezu, „ich stamme aus den Hohen Cevennen und besuche den Onkel zum erstenmal.“

Der andere lächelte und bestand nicht weiter auf seiner Frage.

Ich ließ mich für kurze Zeit durch das in gleichmäßigen Abständen wiederkehrende Gekreisch der Achsen einlullen. Der Mann, welcher neben mir saß, war ein Bauer, wahrscheinlich war er katholisch, und vielleicht gar fuhr er mich in einen Hinterhalt. Ich beobachtete ihn verstohlen, während er seinen schwindsüchtigen Maulesel mit Zügel und Zunge antrieb.

Plötzlich aber kam mir wieder Isabeau in den Sinn, ihre ganze stolze Erscheinung, die so sieghaft daherkam wie die Flut des Meeres. Ein ungeheures Glücksgefühl durchströmte mich. Denn ich fühlte, daß ich geliebt wurde! Gewiß würde ich das göttliche Wesen in Cavaliers Truppe wiederfinden. Als ich derart an den General dachte, wurden meine Zweifel abermals wach, und meine ganze Eifersucht schoß von neuem empor wie ein giftiges Unkraut.

Der Wagenlenker aber zerstörte meine Träumerei mit diesen Worten:

„Gewiß sucht Ihr Arbeit?"

Er gab seiner Frage einen gleichgültigen Klang.

„Ebendas", erwiderte ich. „Nehmt meinetwegen an, ich sei Korbmacher und . . ."

Der andere hatte einen Blick auf meine Hände geworfen und sagte sich zweifellos, daß diese kräftig gebaute Hand die geschmeidigen Weidenruten nicht gerade sanft anfassen möge. Ich wagte nicht, weiterzureden. Er äußerte keinen der gewiß in seinem Kopf umgehenden Gedanken, rührte aber nach einer kurzen Pause ein neues Thema an:

„Wir leben in einer trüben Zeit. Man hat mir erzählt, die Kamisarden streiften durchs Land. Habt Ihr in Alès nichts davon gehört?"

„Nein. Ich komme geradewegs aus Saint-Ambroix."

„So seid Ihr gar nicht durch Alès gekommen?"

Ich bereute schon, so viel gesagt zu haben, denn meinen Nachbarn konnte mein Gebaren nur beunruhigen. Die Tatsache, daß ich nicht durch Alès gekommen war, bewies, daß ich mich verstellte. Und doch kam mir keinen Augenblick der Gedanke, daß der Wagenlenker mir noch weniger traute als ich ihm. Später erst begriff ich, warum er gern wissen wollte, ob ich durch das an jenem Tage von den königlichen Truppen besetzte Alès gekommen sei.

Er sprach indessen kein Wort mehr. Wir fuhren durch einen Hohlweg, das mächtige Schüttern des Wagens hinderte uns am Reden. Einen Augenblick danach, ganz plötzlich und ohne daß wir das geringste von ihrem Dasein bemerkt hätten, befanden wir uns inmitten eines Heerlagers bewaffneter Männer. Offensichtlich war der Wagenlenker bekannt oder gar erwartet worden, denn kein Wachtposten hatte Alarm geschlagen.

Der Bauer sprang zu Boden und rief:

„Halloh! Ich bringe euch ein Wildpret!"

Auch ich war vom Wagen gesprungen. Männer umringten mich mit drohenden Gebärden.

„Ist Bruder Jean da?" fuhr mein Gefährte fort. „Ich bringe ihm die angekündigten Gewehre."

Beim Klange des vertrauten Namens hatte ich den Kopf gehoben, Jean Cavalier, der mittlerweile benachrichtigt worden war, kam herzu, hinter ihm drein schritt ein junger Mensch, den ich alsbald erkannte. Isabeau hatte abermals die weibliche Kleidung abgelegt. Übrigens steckten viele unserer Prophetinnen sich in Männergewänder.

Die Freundin des Generals trug, mit einiger Koketterie, die Offiziersuniform des aus Bauern der Franche-Comté zusammengesetzten Leibregiments; das Rot der Ärmelaufschläge und der hochgeschlagenen

Enden des kurzen Rockes ließ, in dem zögernd hereinbrechenden Abend, das herrische Weiß von Rock und Hose noch stärker als am Tage hervortreten. Isabeau trug den vom Reglement vorgeschriebenen Dreimaster, jedoch ohne Kokarde, über die Füße hatte sie weiche Schuhe gezogen.

Als ich sie von neuem in dieser ebenso männlichen wie frauenhaften Kleidung erblickte, begann mein Herz heftig zu schlagen. Bewundernd sah ich zu Isabeau hin.

„Diesen Gefangenen habe ich unterwegs gemacht", erklärte mein biederer Wagenlenker. „Vielleicht könnt Ihr etwas Wissenswertes aus ihm herausholen."

Cavalier, der mit der glücklichen Erinnerungskraft des wahren Führers begabt war, hatte mich sogleich erkannt.

„Gehörst du nicht zur Brigade Espérandieus?" fragte er.

„Doch, Bruder Jean. Ich wurde während des Scharmützels bei Fons-sur-Lussan verwundet. Vorgestern habe ich das Lazarett im Walde bei Goudargues verlassen; ich bin hierhergekommen, um mich mit meiner Truppe wieder zu vereinen."

„Und Grand-Jean hat dich für einen papistischen Spion gehalten!" sagte Isabeau lächelnd.

Ich warf einen traurigen Blick zu dem jungen Weibe hinüber. Der General aber gab mir Bescheid, wo ich Espérandieu würde treffen können. Er hielt, zweihundert Klafter von diesem Ort entfernt, einen verlassenen Hof besetzt, den sie im Lande „Tour de Billot" nannten.

Während ich mich bescheiden zurückzog, richtete die Prophetin einen abwesenden Blick nach dem Horizont hinüber.

Der Mann aber, den sie Grand-Jean titulierten, sprach, während er seine Gewehre ablud, mit einigen Kamisarden. Als er mit seiner Arbeit fertig war, stieg er wieder auf den Bock seines Wägleins, um auf der Straße nach Alès zurückzufahren.

Ich war in diesem Augenblick weit davon entfernt, zu denken, daß der Mann nicht nur ein paar Gewehre, sondern auch das Unglück herbeigebracht habe. Er schien es mit dem Davonkommen eilig zu haben, dennoch fuhr er, dank dem würdevollen Gang des Maulesels, ziemlich ruhig davon. Sein Körper schüttelte mit dem Wäglein hin und her, sein rötlicher, ein wenig vornübergeneigter Kopf sah gleichgültig aus wie das Schicksal selbst.

Cavalier kam im Gewaltmarsch aus den Hohen Cevennen zurück, wo er beinahe durch Herrn de Planque, Brigadekommandeur der königlichen Truppen und Inspekteur der Infanterie, umzingelt worden war. Fast zur nämlichen Zeit war Herr de Planque nach Alès zurückgekehrt, doch ein seltsamer Zufall wollte es, daß die beiden Generäle nichts davon wußten, wie nahe sie abermals einander waren.

Die Truppen der Kamisarden waren von Müdigkeit zerschlagen. Um ihnen die notwendige Ruhe zu sichern, hatte Bruder Jean sie ganz im geheimen auf jenem einsam gelegenen Hof zusammengezogen, der den Jakobinern in Alès gehörte, aber derzeit nicht bewohnt war.

„Tour de Billot" bestand aus einer massiven Gruppe von Gebäuden, die teils zu Wohnzwecken, teils für landwirtschaftliche Verwendung hergerichtet waren. Der ganze Gebäudekomplex wurde von zwei schmalen Türmchen beherrscht und von einer niederen Mauer umgürtet. Rings umher erstreckten sich Weinberge und einige schlecht gepflegte Äcker; danach kam das Garriguen-Gebirge; das ist ein von reißenden Bächen zerklüftetes Land, darinnen der Wanderer überall schimmernden Felsen begegnet.

Im Westen führt die Straße von Alès nach Anduze hinauf. Im Osten schlängeln sich, einen unvoll-

kommenen Winkel mit dem Straßenzug bildend, die Bäche von Fontvive und, im Grunde eines wilden Tales, der sogenannte „Jerusalems-Bach“ dahin. Weiter nach Osten hin fließt der Gardon bei Alès und ganz im Süden bei Anduze vorüber.

Das von leichten Senkungen durchbrochene Land zeigte in der Ferne eine Reihe dunkler Punkte, das waren Olivenbüsche und grüne Eichen; hier und da ragte der schwarze Obelisk einer Zypresse in die Luft. Eine große Stille lagerte über der Landschaft, sie erinnerte den Beschauer mit ihren zugleich erregenden und ruhigen Linien an Bilder aus Griechenland.

Fast unsere gesamte Truppe lag in dem Hofe einquartiert. Die wenigen, welche sich nicht auf dem Hof befanden, spazierten in der einbrechenden Dämmerung, nicht weit von unserem Lagerplatz entfernt, umher; es war der gleiche Ort, wo das Wäglein meines Bauern halt gemacht hatte. An den wichtigsten Punkten waren einige Vorposten aufgestellt worden.

Es war ein Sonntag im April, die müden Männer erfreuten sich der Süße des Lebens. Je mehr ich mich dem Hof näherte, um so stärker klang in meinen Ohren das näselnde Lied eines Dudelsacks. Ich sah tatsächlich auf dem geräumigen Hofplatz ein paar urwüchsige Burschen aus dem an die Auvergne stoßenden Grenzgebiet inmitten eines Kreises von neugierigen Zuschauern ihre Tänze vollführen.

Der Hof schien bereits seit mehreren Jahren von den Bewohnern verlassen. Das Holz der Türen und der Fensterläden war durch Alter und nachlässige Behandlung zerstört. Der zähe Geruch, den die Pferde hinterlassen, wich nicht mehr aus den Ställen. Nur mit Mühe vermochte ich auf dem Hofe noch ein paar leuchtende, von den Vögeln bislang verschmähte Strohhalme zu entdecken.

Bald bemerkte ich Espérandieu und sogleich danach den Vater. Sie standen, die Hände in den Taschen vergraben, da und sprachen mit den andern Kamisarden; auf ihren Gesichtern war zu lesen, daß sie die aufheiternde Entspannung mit Freude genossen. Mir ward ein außerordentlich brüderlicher Empfang zuteil. Nachdem der erste Augenblick der allgemeinen Herzlichkeit vorüber war, nahm der Vater mich am Arm und zog mich zärtlich beiseite.

Er hatte Nachricht von Haus Pierredon und teilte mir mit, daß die Mutter die Einsamkeit mit großer Frömmigkeit des Herzens zu ertragen wisse. Sie sandte uns ihren Segen.

Die Beschwörung des stillen Hauses, des gewohnten heimatlichen Lebens und der im innersten Herzen bewahrten Wärme des trauten Herdes ließen mich den hellen Schein der Sonne düster sehen, die in der Richtung nach Anduze hinüber unterzugehen begann. Doch der Gedanke an Isabeau stieg leuchtend in mir

empor und löschte alle Dunkelheit, so wie der Tag die Nacht besiegt. Die Hoffnung flatterte mit neuen Flügelschlägen durch mein Herz. Alles, was hinter mir lag, schien mir fast gleichgültig.

Endlich fragte ich:

„Und Tobias?"

Die Stirn des Vaters zog sich in Furchen. Sein Mund verzerrte sich, Verachtung und Kummer schienen miteinander im Streit zu liegen. Er sprach:

„Tobias? Er hat stark Partei gegen die Aufrührer ergriffen. Ein wieder Konvertierter muß sich eifrig zeigen, weißt du. Vielleicht steht er uns eines Tages mit der Flinte in der Hand gegenüber."

Mit noch bitterer Stimme als zuvor murmelte er:

„Sein Abfall vom Glauben hat ihm kein Glück eingebracht. Schon hat der Herr ihn bestraft. Sein Schwiegersohn, der Dragoner, ist unter unsern Kugeln gefallen!"

Meine Gedanken waren ganz und gar mit der Erinnerung an Isabeau beschäftigt. Ach, vieles hatte ich seit Monaten schon vergessen!

„Martha war also verheiratet?" fragte ich leise.

Der Vater, welcher sich jetzt erst meiner zärtlichen Beziehungen zu der Base entsann, raunte mir wie entschuldigend zu:

„Ja; seit einiger Zeit erst, glaube ich . . ."

Er erzählte mir nicht, ob er Folquier kenne. Und ich befragte ihn nicht danach. Die Nachricht hatte gleichsam zwischen uns eine jähe Kluft gerissen. Das Gespräch war plötzlich am Ende, als habe irgendein lästiger Dritter sich zwischen uns geschlichen. Wie nach schweigender Übereinkunft schritten wir zu der Gruppe unserer Kameraden zurück. Der Dudelsack aber fuhr fort, seine wie die Stimme eines Bauchredners klingende Melodie in den Wind zu werfen; sie wurde umrahmt von dem ungeschickten Singsang der Tänzer.

Nach dem Abendbrot setzte ich mich auf die den Hofrings umgebende Mauer. Die Dunkelheit sank immer mehr herein und ließ die Linien der Landschaft ineinander verschwimmen.

Die um das Lager postierten Wachen wurden abgelöst. Cavalier hatte seinen Leuten befohlen, sich dicht um Tour de Billot zu scharen. Auf der Ebene von Bagard blieben nur einige wenige Vorposten stehen, ihre Gestalten verschmolzen mählich mit den Sträuchern und Bäumen.

Ich machte mein Herz weich und ließ den Frieden des dämmerigen Aprilabends in mich einströmen. Auf der Ebene gingen ein paar vereinzelte Lichter an. In

der Ferne sah ich Bagard liegen, hier lag der Weiler Vermeil, dort Vermeillet. Noch immer durchbebte mich der gleiche Gedanke, er war wie eine wärmende Quelle. Meine Träumerei spann mich so sehr ein, daß das Gehirn die von den Sinnen empfangenen Eindrücke nur sehr langsam und lässig weiterleitete. Und doch bemerkte ich, daß eine meinen Augen vertraute dunkle Gestalt in einiger Entfernung von dem Hofe, dicht bei einer Fichtenpflanzung, hin und her schritt. Erst nach geraumer Zeit erkannte ich Isabeau.

Sie trug noch immer ihre Männergewandung und schritt in ihr ganz allein auf und ab. Offensichtlich war sie nur darum herausgekommen, die schlichte Süße des Frühlingsabends zu genießen. Ich stieß einen leisen Ruf aus und war einen Augenblick später bei ihr.

„Liebe Isabeau", sprach ich, „ich danke Euch, daß Ihr daran habt denken wollen, meine Rückkehr zur Truppe zu erleichtern. Hier bringe ich Euch Euere Landkarte zurück."

Ich reichte ihr die Karte der „Verborgenen Pfade"; nachlässig versenkte sie sie in die Tasche ihres Uniformrockes. Sie hatte den Kopf gesenkt und redete kein Wort.

„Wie glücklich bin ich, Euch wiederzusehen", murmelte ich demütig.

Das junge Weib heftete seine Augen, in denen düstere Schatten wohnten, fest in die meinen.

„Ich hatte es wohl geahnt, kleiner Clemens", sprach sie, „daß der wahre Glaube nicht in dir geredet habe!"

Wieder erinnerte ich mich des Tages, da ihr allzu klarer Blick mich in Haus Pierredon hatte zum erstenmal erröten lassen. Ein Sprudel der Leidenschaft quoll aus meinem Herzen hervor; ich rief:

„Wenn Ihr wüßtet, Isabeau, wie sehr ich Euch liebe! Für mich gibt es nichts anderes auf der Welt, seit ich Euch kenne! Selbst die Verehrung Gottes wird gering neben der Liebe, die ich Euch geweiht habe. Mein Blut möchte ich für Euch dahingeben. Befehlt mir, für Euch aufs Schafott zu steigen, ich tue es mit Freuden."

„Narr! Du Narr!" sagte sie traurig und schüttelte den Kopf.

„Oh, dies ist die schönste aller Narrheiten. Ein Narr Euerer Schönheit bin ich. Ein Narr der Anbetung für Euch. Ach, Isabeau, wenn es ein Paradies gibt, so muß es dort sein, wo Ihr atmet!"

Sie ergriff mich am Handgelenk und sprach mit abgehackten Worten und zusammengebissenen Zähnen:

„Nun genug, Freund. Ich mag dich nicht anhören. Denn ich weihe mich unserer Sache. Du lästerst den Namen Gottes mit Wollust. Ich aber habe nichts als seinen Ruhm im Sinn. Versuche die Dienerin des Herrn nicht!"

Ich hatte mich von ihrem Griff befreit und ihre beiden fieberig heißen Hände in die Schale der meinen genommen. Ich fühlte die stark auf ihrer Haut hervorspringenden Adern ihrer Handgelenke im Takt ihres heftig auf und abwogenden Busens klopfen.

„Isabeau!" rief ich, „habet Mitleid mit dem Menschen, der um Euch leidet. Auf den Knien will ich liegen und Euch in Liebe verehren . . ."

Sie schüttelte abermals den Kopf und sprach mit solcher Traurigkeit, daß ich mit Reden innehielt:

„Laß mich, ich muß fort."

„Meine Pflicht ist anderswo!" setzte sie nach kurzer Pause mit männlich fester Stimme hinzu.

Diese majestätischen Worte erinnerten mich an die frühere Isabeau, die imstande war, an einem Tage mit dem Tragkorb auf der Schulter sechs Meilen weit übers Gebirge zu laufen. Ich spürte in ihr eine solche Kraft des Widerstandes, daß Tränen des Wehs mir an der Nase herabliefen. Mit der Grausamkeit des Ungerechten schrie ich:

„Ja ja, geh doch zu dem andern, den du liebst!"

Abermals wandte sie mir ihr Gesicht zu, unsägliches Weh sprach aus ihm. Mit einem Seufzer, der mit uneingestandener Liebe beladen war, sagte sie langsam zu mir, und der Ton ihrer Stimme war unbeschreiblich süß:

„Ach, du Kind! Eines Tages wirst du diese Worte bereuen."

Ich schwieg und senkte den Kopf.

Das Dunkel der mondlosen Nacht hatte nach und nach alles mit seinem schweren Schleier bedeckt; der Duft der Kiefern wurde stärker als zuvor. Auf dem Hofe begannen die erschöpften Männer nun wohl in Schlummer zu sinken. Mit einemmal ertönten auf der Ebene mehrere Gewehrschüsse. Bei ihrem flüchtigen Schein sahen wir eine Menge Menschen in großer Unordnung durcheinanderrennen; über die Wege schienen, ganz weit dahinten, riesige schwarze Schnecken zu kriechen.

Isabeau war zusammengezuckt.

„Die Soldaten!" rief sie mir zu. „Wir sind verraten!"

Sie lief wie irrsinnig davon und ließ mich allein bei dem Kiefernwäldchen zurück. Ein immer lauter werdendes Getöse erweckte rings das Echo. Hin und her eilende Lichter verrieten die Lage des vordem von der Dunkelheit verschlungenen Hofes. Keuchende Befehle waren zu hören. Die Kamisarden machten sich zum Widerstand bereit.

Einige Tage danach hörten wir, Grand-Jean habe, als er wieder nach Alès gekommen sei, dem General de Planque für hundert Louisdor das Geheimnis unserer Anwesenheit in Tour de Billot verraten. Der Elende zog indessen keinen Nutzen aus seinem Verrat . . . er wurde nach dem Gefecht von den Unsern eingefangen und ohne Gnade erschossen.

Als Herr de Planque erfuhr, daß die Kamisarden in der Nähe Lager bezogen hatten, ließ er die Tore der Stadt schließen; er fürchtete, daß ein reformierter Spion Cavalier benachrichtigen werde. Er hatte, außer der Miliz und den Bürgersoldaten, acht Infanterieregimenter und zwei oder drei Kavallerieregimenter unter seinem Befehl. Er ließ keinen großen Alarm schlagen, sondern machte sich heimlich, kurz vor zehn Uhr abends, auf.

Sobald unsere Vorposten Alarm gegeben hatten, ließ Cavalier, nach einem kurzen Kriegsrat mit seinen Leutnants Roland und Saint-Chaptes, die Trommeln rühren und die Trompeten blasen.

Drei Truppen kamen auf uns losmarschiert. Die eine bestand aus den Grenadieren von Rouergue, aus dem Leibregiment der Franche-Comté und drei- bis vierhundert Füsilieren. Sie kam die steile Straße von Anduze herab.

Die zweite bestand aus Tarnaults Grenadieren und mehreren Infanterieregimentern. Sie kam auf der

Straße von Sommières entlang, um uns von vorn und von unten her anzugreifen.

Endlich hielten Fimarcons Dragoner und die aus der unteren Provinz Languedoc auf eine halbe Meile von Tour de Billot hin den Fluß Gardon besetzt, um so die Aktion der Infanterie zu unterstützen und die Fliehenden zu Paaren zu treiben.

Bei der ersten Berührung mit dem Feinde sandte Cavalier mehrere Truppenabteilungen aus; sie sollten unsere über die Ebene verstreuten Posten verstärken. Zugleich ließ der „General der Kinder Gottes" vier- bis fünfhundert in Tour de Billot befindliche Kamisarden vorrücken. Wider diesen Streich wurde jedoch sofort ein Gegenstreich geführt. Den Regimentern von Rouergue und der Franche-Comté war durch das rasche Zurückweichen unserer schwachen, auf der Straße nach Anduze ausgestellten Posten der Weg freigemacht, sie stürzten, ein einziger Haufe, auf den Hof los. Mit ihnen zusammen umzingelten die Regimenter von La Fare, Tournon, Tarnault, le Hainaut und andere die Baulichkeiten.

Alle diese Operationen gingen sehr rasch vonstatten, wir hörten die Feinde andauernd schreien: „Schlagt die Hugenotten tot", dabei herrschte völlige Finsternis, so daß fast kein Schwertstreich geführt werden konnte, was die Wirkung der Überrumpelung noch erhöhte.

Das Gewehrgeknatter draußen auf der Ebene erinnerte an die unregelmäßigen Detonationen des Donners bei einem Gewitter. Am Himmel zeigte sich noch immer kein Gestirn, so daß die Kämpfer nur bei dem ungewissen Licht der Flintenschüsse zu sehen waren.

Espérandieus Truppe, bei der auch ich mich befand, stimmte den 68. Psalm an: „Es stehe Gott auf, daß Seine Feinde zerstreuet werden", als wir Tour de Billot verließen, doch im nämlichen Augenblick erschien eine neue feindliche Verstärkung; sie bestand aus dem Regiment Marcillys und der irischen Infanterie. Die Räumung des Hofes, welche bis dahin schon schwierig gewesen war, wurde für die noch nicht durch die Umzingelung gebrochenen Kamisarden völlig unmöglich. Ich sah mit zu, wie Espérandieu und der Vater, von einigen andern unserer Kameraden umgeben, in aller Eile entwischten. Da der Angreifer aufs Geratewohl drauflos zuschießen begann, mußten wir in großer Zahl in den Hof zurückkehren.

Einige Sekunden danach war die Schlacht in vollstem Gange. Die von Grand-Jean beigebrachten Waffen waren in Tour de Billot niedergelegt worden, auch an Munition war kein Mangel. Wir empfingen mit Mut die immer dichter anstürmende Truppe, die sich rings um uns drängte wie ein riesiger Sturmbock.

Der große Saal ward nur durch die eine Öllampe erhellt, die einem antiken Lampengeschirr ähnlich sah. Ihr gelber Schein schien schon jetzt die Blässe des Todes auf unsere Wangen zu malen. Wir waren etwa zweihundert Mann, wir hatten unser Leben zum Opfer geweiht, und so schien es uns ein Ding der Unmöglichkeit, daß wir uns der Schlacht feige entziehen sollten.

Doch wurden nur wenige von uns verwundet, denn der Feind vermochte nicht anders denn aufs Geratewohl zu schießen. Dagegen setzten wir dem Angreifer gewaltig zu. Es genügte, wenn wir unsere Flinten zum Fenster hinaushielten und abschossen ... fast jedesmal brach dann drunten ein Mann zusammen. Wir handhabten unsere Waffen mit nervöser Hast und ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Wir stießen nur knurrende Laute aus, wie wilde Tiere, denen man ihre Beute entreißen will. Bald befanden wir uns völlig im Dunkeln: einer der Unsern hatte die Lampe umgestoßen. Ihre Flamme erlosch, nur ein starker Ölgeruch blieb zurück und verdrängte sogar für einen Augenblick den schwindligmachenden Geruch des verbrannten Pulvers.

Im Innern des Hofes wurden keine Psalmen mehr gesungen. Hie und da nur, zwischen den abgefeuerten Schüssen, vernahm man ein dumpfes Keuchen, es hörte sich an, als sei eine Rotte Erdarbeiter beim

Werk. Hier und da sah man Verwundete wie irrsinnig umherrennen; da Mangel an Verbandwatte herrschte, legten sie hastig zerrissene Kleiderfetzen auf ihre Wunden.

Allmählich verweigerte meine noch immer schmerzende Schulter mir vollkommen den Dienst, obzwar ich verschiedene Kunstgriffe angewandt hatte, sie weniger als notwendig zu ermüden. Ich wollte mich etwas ausruhen und erstieg daher einen der kleinen Türme. In einem sehr dunklen, engen Gemach standen mehrere Kamisarden und schossen in aller Ruhe ihre Flinten ab, als handele es sich um ein Tontaubenschießen. Ich steckte den Kopf in eine Schießscharte. Der Mond, dessen Scheibe wir von hier aus gerade noch sehen konnten, begann den Himmel zu erleuchten.

Vor der Umfassungsmauer häuften sich die Leichen der Soldaten. Mehrere Fackeln warfen ihren wilden Schein auf die wutverzerrten Gesichter der Feinde. Wirre, durcheinanderschwirrende Schreie ertönten, ich unterschied die Worte „Hugenotten" und „Papisten"; sie wurden durch die dumpfen Detonationen der Granaten und das fast ohne Unterbrechung prasselnde Musketenfeuer auseinandergehackt.

Bald schien es mir, als beginne der Angriff zu zögern. Ein Teil der Unsern bemühte sich offensichtlich, uns zu befreien. An ihrer Spitze erblickte ich

Espérandieu, der eine Pike in der Hand trug, und den Vater, der über den Häuptern der Soldaten seine gefährliche Axt kreisen ließ. Dicht in seiner Nähe bemerkte ich einen Soldaten, der ein Schwert in der Rechten schwang.

Der junge Soldat war niemand anderes als Isabeau.

Von diesem Augenblick an hörte ich in dem wirren, heiseren Geschrei der Kämpfenden eine weibliche Stimme unermüdlich meinen Namen rufen.

Beim Klang dieser Stimme verdoppelte sich meine Kraft. Eine Art Trunkenheit befiel mich. Ich war wie wahnsinnig vor Freude über diesen Liebesbeweis und schrie, durch die Schießscharte des Türmleins hindurch:

„Isabeau! Isabeau! Isabeau!"

Mein Ruf erreichte wirklich das Ohr des jungen Weibes. Ich sah, wie sie, kalkweiß im Gesicht, in die erste Reihe der Kämpfenden vorstürzte. Schon hatten meine Kameraden von innen den riesigen eisernen Riegel weggenommen, der den Haupteingang des Hofes versperrte. Mehrere Soldaten kamen in den Hof hereingestürzt, aber eine Menge Menschen, welche die Mauern sprengen zu wollen schien, warf sich eine volle Minute lang dem Ausgang entgegen. Auch ich schickte mich an, hinauszudringen. Als ich zehn Schritte getan hatte, sah ich den Vater vor mir; sein Gesicht zeigte noch immer einen wilden Ausdruck.

Auch Isabeau, die den Dreimaster der Infanteristen auf dem Kopfe trug, schrie noch immer und schwang zornig ihr Schwert in der Hand.

Mählich quoll die Menge der Kamisarden aus Tour de Billot heraus, aber nun erhob sich neues Geschrei. Eine Anzahl Pferde erschien auf dem Plan. Die Dragoner von Fimarcon und Saint-Sernin kamen an, sie übersprangen die niedere Umzäumungsmauer, überrannten Espérandieus Leute und zwangen sie, zu weichen. Durch diesen Seitenangriff wurde es mehreren feindlichen Soldaten möglich, in den Hof einzudringen. Ich wurde gerade in dem Augenblick, da ich hinaustreten wollte, mitgerissen, in das Gewühl der Kämpfenden gedrängt und mit etwa vierzig der Unsern gezwungen, wieder in den Hof zurückzukehren. Sogleich machte sich Soustelle, ein Koloß von einem Manne, er war vordem Schlächter in Euzet gewesen, daran, die Tür wieder zu schließen. Er hieb mit einer Art Axt auf die zusammen mit uns hereingekommenen Grenadiere ein, so daß sie in die Türme hinaufflohen. Wir Druntengebliebenen aber brachen die Steine des Kamins heraus, um eine dichte Wand vor der Tür zu errichten, damit unser Widerstand verstärkt werde. Danach schossen wir wieder durch Schießscharten und Fenster hinaus.

Ich hörte weder den Vater, noch Isabeau mehr. Sicherlich hatten sie vor dem Ansturm der Berittenen

zurückweichen müssen. Ich wollte mir Gewißheit darüber verschaffen, was aus ihnen geworden sei und stieg darum die Treppe zu einem der Türme hinauf. Sie wurde von zwei oder drei lang dahingestreckten Körpern halbwegs versperrt. Hier oben, wo fast völlige Finsternis herrschte, spielte sich der schrecklichste Kampf ab. Soustelle lag, dumpf röchelnd, am Boden; die Kehle war ihm mit einem Schwertstreich geöffnet worden. Mehrere Kamisarden kämpften noch gegen fünf oder sechs Grenadiere an und stießen dabei tierische, wilde Schreie aus. Zwei Soldaten lagen leblos am Boden.

Meine Kameraden hatten durchaus nicht die Oberhand. Ich packte einen der Grenadiere und preßte mich mit wütender Umarmung an ihn. Mit einer so furchtbaren und schmerzlichen Wut drängen wohl sonst nur die Körper von Liebenden zueinander.

Mein Gegner verteidigte sich mit Hilfe eines kurzen Dolchs. Er war schon von einem der Unsern verwundet worden, versuchte aber dennoch, hin und wieder einen Schrei auszustoßen. Es drang indessen aus der Dunkelheit nichts als sein Wimmern zu mir herüber. Bei alledem hatte er mir mehrere gefährliche Stiche beigebracht. Am Schenkel hatte ich eine Wunde davongetragen, die rann wie ein lebender Quell. Auch meine Haare wurden von rinnendem Blut verfilzt. Meine mit Eisen beschlagenen Stiefel glitten

auf dem Boden aus. Ich biß die Zähne aufeinander, denn ich wußte klar: es galt, zu siegen oder zu fallen. Ich raffte mich zu einer letzten Anstrengung auf und stieß meinem Gegner das Messer in die Brust.

Ich mußte wohl geradeswegs auf eine Rippe gekommen sein, bevor ich mit dem Dolch in das Herz drang, denn die Klinge gab ein unmerkliches Knirschen von sich, und meine Hand empfand ein ganz leichtes Beben. Die Waffe war bis ans Heft in die Brust eingedrungen, die weich war wie lockerer Ackerboden.

Etwas erstaunt hob ich den Körper des Grenadiers auf, den die letzten Stöße des Todeskampfes schüttelten. Ich schleifte ihn bis zu dem Mondstrahl hinüber, der seine blendende Helle durch den Spalt der Schießscharte hereinwarf. Ich verlor beinahe das Bewußtsein unter dem Strom von Blut, das wie eine zähklebrige Mütze geronnen auf meiner Stirn sitzenblieb. Ich betrachtete den Feind mit fiebernder Angst. Die Arme hingen schlaff an seinem Oberkörper herab, und schon lag der Kopf mit den langen Haaren auf der Brust. Ich unterschied plötzlich alle Einzelheiten in diesem Gesicht, dessen Züge sich zu lockern begannen. Ein wahnsinniger Schrei entfuhr meiner Kehle und ich schlug zu Boden. Ich hatte den angebeteten Körper Isabeau's erkannt . . .

Was mag in den auf diese Erkenntnis folgenden Minuten vor sich gegangen sein?

Noch heute, nach vierzig Jahren, höre ich deutlich die dumpfen Detonationen der in Tour de Billot einschlagenden Granaten, das ständig an Stärke zunehmende Knistern der Flammen, ich rieche wie damals den Geruch des Pulverdampfes und des verbrannten Fleisches.

Ich habe später erfahren, daß auf den Befehl von Cavalier selbst, der sich über Isabeaus Ausbleiben beunruhigte, nachdem sie mit in den Hof getrieben und dort durch ihre Uniform in Gefahr gebracht worden war, etwa fünfzig von Espérandieus Männern abermals den Versuch unternommen hatten, uns zu befreien. Diesmal mußten sie gegen die Verteidiger von Tour de Billot kämpfen, die auf sie schossen, ohne sie zu erkennen. Endlich gelang es ihnen, durch eine von den feindlichen Granaten geschlagene Bresche ins Innere des Gebäudes zu dringen und einige von uns aus der inzwischen aufgegangenen Feuersbrunst zu retten.

Als ich das Bewußtsein wiedererlangte, verklärte bereits der kühle Schein des Mondes das Land. Ich lag auf einer von zwei Trägern nicht gerade sanft dahingetragenen Bahre. Der eine von ihnen war der

Vater. Rechts und links von uns marschierte eine kleine Schar, kaum zweihundert Mann umfassend: das war alles, was von Cavaliers Armee übrigblieb ...

Ich spürte am ganzen Körper Wunden und litt Schmerzen, als sei ich aufs Rad geflochten gewesen. Trotz meines physischen Schmerzes hielt mich ein leichter Schlummer umfangen. Mit einemmal aber kam mir, wie eine brennende, unheimlich schmerzende Wunde, die Erinnerung wieder. Ich schloß die Augen und wünschte tot zu sein, so wie der Mensch, dem ich den Gnadenstoß versetzt hatte. Nichts wollte mir mehr gut scheinen am Leben, nicht einmal der Vater, dessen grauen Bart ich, als ich über die Bahre nach hinten schaute, über mir gewahrte.

Meine Träger setzten die Bahre für einen Augenblick nieder, um Atem zu schöpfen. Ich schlug die Lider gerade im rechten Augenblick auf, um ein zärtliches und dennoch trauriges Lächeln des Vaters aufzufangen. Wohl zum erstenmal in meinem Leben geschah es, daß dieses Lächeln mich mit Vertrauen erfüllte. Der Vater hatte seine Hand auf meine Stirn gelegt, sie war sanft wie die einer Mutter. Tausend Erinnerungen durchzuckten mich bei dieser Liebkosung; die Tränen quollen mir im Halse empor.

Nun gab ich mir einen Ruck und fragte den Mann, der mir in der Prüfung beistand:

„Isabeau?"

Der Vater wies mit seiner mutlos gewordenen Hand nach dem Horizont hinüber.

Weit dahinten, inmitten der milchigen Frühnebel, stieg ein Kranz von Flammen empor, sie fraßen die schwarze Silhouette von Tour de Billot auf.

Das war Isabeaus Scheiterhaufen . . .

Dritter Teil

Der Vater

Am Tage nach der Einnahme von Tour de Billot kam ich in ein von den Kamisarden in Saint-Bénézet notdürftig hergerichtetes Lazarett. Saint-Bénézet war ein inmitten der Wälder gelegenes Dorf.

Dort wurde festgestellt, daß ich, über den ganzen Körper verstreut, fünf schwere Verwundungen trug. Ein in die Brust erhaltener Dolchstich legte eine Lunge frei, und eine Wunde am Bein machte mich für mein ganzes Leben zum hinkenden Krüppel.

Sobald ich transportfähig war, wurde ich in den Wald von Goudargues gebracht; er bot größere Sicherheit für unsere Glaubensbrüder.

Mit wehem Herzen erblickte ich das Waldhaus, wo ich von Isabeau jenen einzigen Kuß empfangen hatte, daran ich eine unauslöschbare Erinnerung bewahrte. Da ich mich aber in dieser Zuflucht wiederfand, fühlte ich, daß die ganze Glut, die ich in meine Liebe gelegt hatte, nun in der entgegengesetzten Waagschale zu finden war. Es schien tatsächlich, als ob das mörderische Messer, da es Isabeaus Lebenskraft traf, auch in meinem Herzen jedes andere Gefühl außer dem des Hasses getötet habe. Denn ein dunkler Haß hatte sich allmählich in mich eingeschlichen, so wie ein namenloser Brief sich unbemerkt unter eine Tür stiehlt. Die fromme Begeisterung verdoppelte sich von da an und

kleidete sich in das Gewand eines furchtbaren Grolls, der ungeteilt auf die Feinde unseres Glaubens herabfiel. Auf meinem Bette, da ich langsam genesend lag, empfand ich nur einen dunklen Wunsch nach Rache.

Dem „General der Kinder Gottes" gegenüber empfand ich nach wie vor ein unaussprechliches Gefühl der Zuneigung. Ich wußte wohl, daß die Prophetin zu seinen Vertrauten zählte, doch ich suchte nicht, über diese Beziehung mehr zu erfahren. Isabeau war und blieb Isabeau. Ich wußte, daß sie mich geliebt hatte, das genügte meiner Verzweiflung als Nahrung.

Der Vater war ohne jede Verwundung aus Tour de Billot davongekommen. Zwei Tage nach Antritt des Rückzuges war er wieder zu den Kämpfenden gestoßen. Er besuchte mich jedesmal, wenn seine Streifzüge ihm die Möglichkeit dazu gaben. Nie sprach er mir von Isabeau. Er schien das ganze Maß meines Kummers zu ahnen, obwohl er höchstwahrscheinlich gar nichts von meinen zärtlichen Beziehungen zu dem jungen Weibe wußte. Dennoch gebrauchte er jedesmal, wenn er von ihrem Aufenthalt in Pierredon redete, tausend Umschreibungen, um ihren Namen nicht nennen zu müssen. Ich glaubte, er fürchtete, in mir so etwas wie Gewissensbisse zu wecken, und dachte, daß in seinem eigenen Herzen eine vollkommen natürliche Trauer wohne.

Eines Tages kam er unvorhergesehen zu mir herein, da seine Truppe bei Fons vorüberzog, und überbrachte mir einige Nachrichten aus Saint-Martin. Die Mutter war noch immer fest und in ihr Schicksal ergeben. Mehrere Glaubensbrüder halfen ihr bei der Bestellung der Äcker. Wie stets, sandte sie uns auch diesmal aus der Ferne ihren Segen.

„Sie hatte bereits von Isabeaus Tode erfahren", setzte der Vater hinzu. „Der Bote hat mir berichtet, wie sehr sie davon erschüttert worden sei. Ach, das heilige Mädchen wird vielerorts beweint werden!"

Er sprach diese Worte mit solcher Bewegung, daß die Tränen mir in die Augen traten wie eine warme Quelle.

Zuerst schaute er recht verwundert drein, dann endlich begriff er, daß ich Isabeau liebte. Er suchte meine Hand und klopfte zärtlich darauf, so wie jemand einen Hund zu beruhigen versucht, den gar nichts trösten will. Ich überließ mich meinem Schmerz, ohne mich um die übrigen Verwundeten zu kümmern, und während der Vater mich in seiner armen Liebkosung wiegte, benetzte ich mein Kopfkissen über und über mit Tränen. Mit einemmal fühlte ich, wie auf meine in seinen Händen liegende Hand eine Träne fiel; sie war heiß wie ein von einem Leuchter fallender Wachstropfen.

Gegen Mitte des Monats Juli war ich endlich so weit, daß ich meinen Platz in der Armee der Kamisarden wieder einnehmen konnte. Ich folgte treulich den erhaltenen Instruktionen und gesellte mich bei Vénézobres zu der Brigade Espérandieus.

Der Sommer war nicht dazu angetan, den Bürgerkrieg abzukürzen, denn um diese Jahreszeit legten zahlreiche Aufständische die Flinte für mehrere Wochen beiseite, um sich in ihren Heimatdörfern der Bestellung des Feldes zu widmen. Cavalier und seine Offiziere indessen blieben auf dem Schlachtfelde. Es gab hie und da ein kleines Gefecht mit den Truppen Montrevels, und oft geschah es, daß sie zwischen zwei Psalmen überraschend geschlagen wurden; den katholischen Dörfern entstanden daraus schlimme Schäden. Wenn nach der törichten Aufhebung des Edikts zu Nantes alle unsere Kirchen auf königlichen Befehl dem Erdboden gleichgemacht worden waren, brannten nun wir zur Vergeltung für diese Tat in einem halben Jahre an zweihundertvierzig katholische Kirchen nieder.

So gelang es zweitausend Protestanten, dank der Glut ihres Glaubens und dem militärischen Genie ihrer Anführer, zwanzigtausend in regulärem Militärdienst stehende und von einer zahlreichen Bürgerwehr unterstützte Männer im Schach zu halten. Der Hof zu Versailles begann das, was Herr de Mon-

trevel und seine Generäle verächtlich „die Canaille“ nannten, ernst zu nehmen.

Der Krieg drohte, sich über die ganze Provinz Languedoc auszudehnen. Le Rouergue fing bereits an sich zu rühren, und auch Holland und Großbritannien, die von Zehntausenden durch die Politik von Versailles aus ihrer Heimat vertriebenen französischen Protestanten beeinflußt waren, zeigten offen ihre Bereitschaft, den Aufständischen im Cevennengebirge Hilfe angedeihen zu lassen. Es wurde erzählt, daß zwei englische Kriegsschiffe auf hoher See vor Sète kreuzten.

Nun begann, so berichtete Herr de Basville, Ludwig XIV. auf die grausamsten Maßnahmen zu sinnen, die jemals in der Geschichte angewandt worden sind, um den ungebärdigen Protestantismus im Cevennengebiet mit Stumpf und Stil auszurotten.

Diese Maßnahmen lernten wir gegen Ende September 1703 kennen.

Gerade durchzog Espérandieus Truppe ein Dorf in der Nähe von Nèmes, da bemerkten wir ein an einen Baum geheftetes Pergament. Der Anblick des Anschlages wirkte ebenso ungewöhnlich wie aufreizend, seine Buchstaben riefen die des Wegs Vorüberkommenden sozusagen an. Da Espérandieu im Lesen ziemlich unbewandert war, hieß er mich den Wortlaut des Plakates mit lauter Stimme vorlesen.

Und ich las vor dem um mich versammelten Haufen meiner Kameraden:

„Wir, Nicolas de la Baume Montrevel, von Königs Gnaden Marschall Frankreichs, General der Königlichen Armeen, Generalleutnant Seiner Königlichen Majestät in Burgund und Generalkommandant in der Oberen und Unteren Provinz Languedoc, machen die Bevölkerung darauf aufmerksam, daß dreiundfünfzig Dörfer der Hohen Cevennen zur Strafe für ihre Übeltaten dem Erdboden gleichgemacht werden.

Wir fordern die Bewohner auf, sich an denen Orten ansässig zu machen, die ihnen hierfür bezeichnet werden. Es ist ihnen ausdrücklich untersagt, in die zerstörten Dörfer zurückzukehren; andernfalls sie als ungehorsam gegen die Königlichen Befehle behandelt werden.

Wir befehlen zu diesem Zwecke den Offizieren der unter Unserem Oberkommando stehenden Truppen, auf Grund vorstehenden Befehls alle widersetzlichen Aufständischen, so in ihre Hände fallen, kurzerhand niederzumachen."

Der Anschlag trug das Datum des 14. September 1703 und Montrevels Unterschrift.

Ich mußte die auf der Ausrottungsliste stehenden Namen lesen und wieder lesen. Demnach würde in dreihundertundneunundneunzig Dörfern oder Flecken kein Stein auf dem andern bleiben. Sogar Saint-Germain-de-Calberte war zum Tode verurteilt; es

hatte einen Radius von neun Meilen und umschloß einhundertundelf Weiler mit zweihundertundfünfundsechzig Familien, von denen nur neun katholisch waren!

Als ich mit Lesen fertig war, legte sich ein düsteres Schweigen auf das Heer der Kamisarden. Zum ersten Male vielleicht begriffen sie, welche grausame Unversöhnlichkeit die beiden Parteien erfüllte.

Viele zu unserer Truppe gehörige Männer kamen aus den Unteren Cevennen. Ihren Häusern drohte keinerlei Gefahr. Aber alle jene Bauern, die nun wußten, welcher Lohn ihrem Schweiße werden sollte, blieben zu Boden geschmettert. Menschliche Körper töten, den Seelen anderer Menschen Wunden zufügen, das ging noch an. Aber – Steine und Bäume zerstören, ein Land schlimmer verwüsten, als ein Zyklon dies vermochte...! Die Barbarei einer solchen Zerstörung zerriß die Herzen, die einfach waren wie die Natur selbst und mehr als an allem andern in der Welt an Haus und Hof hingen!

Hier und dort erhob sich ein Murmeln, einige heulten ihren Haß in wilden Ausbrüchen heraus. Andere wieder verloren allen Mut. Espérandieu aber – er hatte lange gestanden und nachgedacht – rief:

„So höret denn, meine Brüder, der Wille des Herrn geschehe! Lasset uns schwören, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen!“

„Wir schwören!“ erwiderten die Kamisarden im Chor.

Der Vater aber war stumm und einsam dabeigestanden. Sein Haupt war tief gesenkt. Nun zog er Espérandieu beiseite und sprach zu ihm:

„Lebwohl, Bruder, ich gehe ...“

„Was gedenkst du zu tun, Freund Larguier?“

„Die letzten Protestanten in den Cevennen aufzuwiegeln und dann unter den Steinen meines Hauses zu sterben.“

„Ja. Aber hier dienst du unserer Sache ebensogut!“

„Nein. Ich will an dem Ort sterben, wo ich geboren bin.“

Espérandieu drang nicht weiter in ihn. Vielleicht beneidete er den Vater um jene starrsinnige Verzweiflung, die er selbst nicht begriff.

„Komm, Franz“, sagte er endlich. „Wenn du Branoux passieren solltest, so tritt in das letzte Haus des Dorfes. Du wirst es leicht erkennen, es ist ein einstöckiges Haus. Dort frage nach Ruben Espérandieu und sage ihm, daß du von mir geschickt bist ... du wirst wie ein Sohn aufgenommen werden.“

„Das ist gewiß ein Verwandter von dir?“

„Ja. Mein Vater.“

Der Vater drückte dem Anführer schweigend die Hand. Ich war näher herzugetreten. Der Vater sagte mit vor Erregung bebender Stimme:

„Höre, mein Sohn, ich zwinge dich nicht, mir zu folgen. Ich bin alt und kann gut an den Tod denken. Deine Pflicht ruft dich mehr hierhin als nach unserer Gegend da droben."

Ich antwortete nicht sogleich, sondern dachte an Isabeau. Endlich erwiderte ich:

„Laß mich dich begleiten, Vater."

Einige Stunden später waren wir schon nach den Hohen Cevennen unterwegs. Wir folgten Pfaden, welche nur die Bauern kannten, manchmal ging es hoch über die Grate der Berge dahin; aber stets blieben wir unter dem bergenden Laub der Bäume, umschritten verdächtig dreinschauende Dörfer und mieden die wenigen hier oben hausenden Menschen.

Seit unserem Weggang von den andern hatten wir nichts gegessen. Als wir es endlich wagen konnten, die in unsern Tragsäcken mitgeführten Vorräte hervorzukramen, setzten wir uns mitten in das üppig wuchernde Heidekraut und stillten unsern Hunger.

Wir befanden uns an einem Gipfelpunkt des Gebirges, man konnte von hier aus, über ein breites Tal hinweg, einen Teil der ersten Cevennenspitzen sehen, ganz dicht daneben erblickten wir Grand'Combe. Uns

direkt gegenüber, nur einige Flintenschüsse entfernt, wurde die Flanke des Gebirges durch die schmale Treppe der Heerstraße durchbrochen; sie führte nach Saint-Germain-de-Calberte. Es war eine unsern Blicken vertraute und dennoch schwermütig stimmende Landschaft ... dieses Land der hohen Kastanienbäume und der im Abendschatten stehenden Kiefern, dessen Erdboden nun fast schwarz leuchtete.

Plötzlich stieß ich einen Ruf der Überraschung aus und wies mit dem Finger nach etwas Seltsamem, das sich auf der weit von meinen Blicken entfernt liegenden Straße dahinbewegte. Dies seltsame Etwas ließ den Zuschauer an ein unendlich langes Tier mit zahllosen Füßen denken, das mit unheilverkündender Langsamkeit dahinkroch. Ein im Marsch befindliches Heer!

An der Spitze bewegten sich berittene Truppen und Infanterie. Danach kamen Männer in Zivilkleidung, es waren Arbeiter, und hinter ihnen schwer bepackte Maulesel; deren Zahl wollte gar nicht enden — die einen trugen Lebensmittel, andere Werkzeug, Schippen, Hacken, Stemmeisen und Äxte.

Das also waren die Zerstörer.

Mit keuchender Brust betrachteten wir die riesig lange, friedlich dahinmarschierende Kolonne, die unser Land in ein einziges Trümmerfeld verwandeln sollte. Der Vater ließ kein Wort der Klage hören. Erst als

wir vollends begriffen hatten, was dieses Heer vorstellte, wandte er sich zu mir und sagte schlicht:

„Es ist Zeit zum Aufbruch."

Die Nacht zog früh am gewittrigen Himmel herauf. Das heiser durch den Nebel herüberdringende Echo zeigte uns die Nähe des Gardon an, er fuhr laut über das Geröll wie eine losgelassene Kette. Bald begann der kräftig durch das Tal heraufbrausende Wind uns mit rasch aufeinanderfolgenden, röchelnden Böen anzugreifen. Sie waren mit Regentropfen geladen. Wir beschleunigten den Schritt.

„Wir wollen versuchen, in Branoux zur Nacht zu bleiben, das Wetter wird böse", gab der Vater bei.

Die inzwischen vollends hereingebrochene Dunkelheit verbarg unsern Marsch durch das Tal von Grand'Combe. In der Richtung nach Trescols zu jedoch barsten die Wetterwolken. Wir mußten vor dem heftig herniederprasselnden Regen unsere Zuflucht unter den Kastanienbäumen suchen, aber ihr dichtes Laubwerk bot uns kaum Schutz. Das Krachen des Donners und die grellen Blitze, welche im Winde zu flattern schienen, ließen uns völlig verstummen.

Als das Gewitter an Kraft nachzulassen begann, setzten wir unsern Weg fort. Unsere durch und durch feuchten Kleider zeichneten die leiseste Linie unserer Körper nach, unsere Füße patschten in dem in unsern Stiefeln stehenden Wasser, wie unsere Stiefel in dem

feuchten Schlamm des Weges, dessen Steine von den eilig dahinbrausenden Regenbächen davongeschwemmt wurden. Unsere Flinten waren trotz der ängstlichsten Vorsicht sehr naß geworden und blieben dadurch für eine Zeitlang unbrauchbar.

Endlich ließ uns der allmählich wieder hellgewordene Himmel gerade vor uns einige schwere, schwarze Schatten erkennen: es war eine Handvoll Häuser, die sich um eine von den Kamisarden ihres Daches beraubte Kirche wie eine Schar Küken um die Henne duckten. Das Ganze war das Dorf Branoux.

Kein einziges Licht war zu sehen. Wir betraten das Dorf und entdeckten allsogleich Espérandieus Haus; es war das einzige im ganzen Dorf, welches sich den außerordentlichen Luxus eines Stockwerks gestattete. Das Zimmer schien verschwenderisch erleuchtet. Wir pochten an die Tür. Sie tat sich sofort auf.

„Ruben Espérandieu?" fragte der Vater.

„Tretet herein!" sagte es drinnen.

Als wir im Innern des Hauses standen, bot sich unsern Blicken ein höchst beunruhigendes Bild dar: der Schein mehrerer Öllampen erhellte halbwegs die Gesichter von acht bis zehn unbekannten Männern, die um einen großen, über und über mit Weinkannen bedeckten Tisch saßen. Am Kamin, von der Dunkelheit

fast verschluckt, saßen zwei oder drei weitere Männer. In den Winkeln der Stube zeichneten sich drohend die Silhouetten von Gewehren ab.

Wir atmeten feindliche Luft . . .

„Espérandieu willst du sprechen?“ wurde der Vater vom Anführer der Bande gefragt, von dem wir alsbald erfuhren, daß er der berühmte Chabert aus Génolhac war.

„Das siehst du doch wohl!“ gab der Vater achselzuckend zurück.

Er hatte das Kreuz aus weißer Leinwand bemerkt, das sowohl der Frager wie die andern auf der Brust angenäht trugen. Wir waren einer Truppe von „Florentinern“ in die Hände gefallen. Diese katholischen Parteigänger, die im Volksmunde auch den Namen „Jünger des Kreuzes“ oder gar „Weiße Kamisarden“ führten, gaben vor, Seite an Seite mit den richtigen Soldaten gegen die protestantischen Aufrührer zu kämpfen. Der Marschall de Montrevel allerdings hatte die Hilfe der Freischärler abgelehnt, die nur allzugern die grausamsten Exzesse aller früheren Glaubenskämpfer wieder ersannen. Trotzdem sie die Berührung mit dem richtigen Militär vermieden, behaupteten sie nicht weniger als jene das Feld.

Die Florentiner saßen unbeweglich und stumm. Sie beobachteten uns. Ich selbst sah mir einen nach dem

andern von ihnen an. Unter denen, die fast unsichtbar unter dem Mantel des Kamins im Dunkel saßen, gewahrte ich klopfenden Herzens eine mir bekannte Gestalt: meinen Onkel Tobias Larguier! Auch er trug das weiße Kreuz ...

Die Augen des Vaters fochten mit den rings um den Tisch sitzenden Männern. Den Bruder hatte er noch nicht entdeckt. Chabert sah uns voller Spott an; zu diesem Spott gesellte sich die ätzende Schärfe des Hasses. Endlich fragte er, jedes Wort in dem singenden Dialekt der Provinz Languedoc betonend:

„Und ... was wolltest du von Espérandieu?"

Böse gab der Vater zurück:

„Was geht das dich an!"

Chabert wurde wütend:

„Nimm dich in acht!" sagte er; „ein ehrlicher Bauer läuft um diese Stunde und um diese Jahreszeit nicht auf den Straßen herum, noch dazu mit Gewehr und Schulterriemen. Wenn du nicht mit uns bist, so bist du wider uns!"

In diesem Augenblick wäre es uns vielleicht, durch geschicktes Lügen, noch möglich gewesen, den gefährlichen Gegnern zu entschlüpfen. Während indes Chabert sprach, liefen die Blicke des Vaters durch den Saal, und er bemerkte Tobias. Sogleich erklärte er, ohne laut zu werden, in ruhigem Tone, als spräche er einen Bibelvers:

„Ja, ich bin gegen euch. Ich gehöre Cavaliers Armee an.“

Chaberts Lachen kam in wilden Sprüngen zu uns:

„Ah! Ah! Ihr seid Kamisarden! Und was glaubst du, daß wir nun mit euch tun werden?“

„Dasselbe, mein Junge, was wir mit dir getan hätten, wärest du uns in die Finger gefallen“, gab der Vater hochmütig zurück.

Ich warf Blicke zu Tobias Larguier hinüber, die eine Mauer hätten umstürzen können. Der Onkel aber hatte sich nicht einmal geräuspert, kein menschlicher Gedanke schien hinter seinen rohen Gesichtszügen zu leben.

Chabert wandte sich zu seinen Leuten:

„Bindet sie und führt sie einen Augenblick zu dem alten Espérandieu. Bis wir ihre Folter ersonnen haben.“

In wenigen Sekunden waren unsere Gelenke von starken Stricken umschnürt. Wie zum Hohn ließ man uns die über unsern Schultern hängenden, durch und durch feuchten Gewehre.

In dem Augenblick, da wir uns anschickten, den Raum zu verlassen, rief Chabert uns nach:

„Und wer seid Ihr?“

„Larguier Vater und Sohn, aus Saint-Martin-de-Boubeaux“, sagte der Vater stolz.

Während er diese Worte sprach, war der Vater für einen kurzen Augenblick, den Rücken dem Saale zugewandt, auf der Schwelle stehengeblieben. Sicherlich hoffte er nichts, dennoch ahnte ich, daß in dieser Gebärde eine dunkle Herausforderung lag.

Auch ich wartete auf irgend etwas und sah Tobias noch einmal scharf beobachtend an. Der aber saß noch immer wie teilnahmslos, keine Fiber an ihm hatte sich bewegt.

Zwei Florentiner begleiteten uns, der eine von ihnen leuchtete uns mit einer Öllampe voran. Sie ließen uns eine seitwärts des Hauses angebrachte Mühlentreppe emporklimmen; die führte in das „Stockwerk" hinauf, eine Art Scheuer. Sogleich beim Eintritt stieg uns ein seltsamer Duft nach getrockneten Früchten in die Nase.

Die Öllampe ward an einen hohen, an der Decke befindlichen Balken gehängt, dann gingen die beiden Männer hinaus, ohne die Tür hinter sich zu schließen, denn die Urteile der Florentiner waren rasch gesprochen.

Wir sahen einander verblüfft an, da sprang vor unseren Augen, in einer dunklen Ecke, darin Äpfel aufgehäuft lagen, ein hochgewachsener Greis vom

Boden auf. Seine Hände waren gefesselt wie die unsern.

„Bist du am Ende Ruben Espérandieu?“ fragte der Vater. „Wir bringen dir die Grüße deines Sohnes.“

„Mein Sohn!“ versetzte der Greis zitternd. „Was tut er? Und wie kommt ihr hierher?“

Der Vater begann von Jean Espérandieu zu sprechen. Dann berichteten wir, wie wir in die Hände der Florentiner gefallen waren, die übrigens das Haus erst seit einer Stunde besetzt hielten.

Plötzlich unterbrach der Vater seine Rede und sagte, zu mir gewandt:

„Hier, leg' dich auf alle viere, damit ich auf deinen Rücken steigen und die Lampe erreichen kann.“

Ich gehorchte. Die Stiefel des Vaters drangen mir mit ihren abgenützten Nägeln in den Rücken, auf dem meine durchnäßten Kleider festklebten. Der Vater balancierte mit emporgereckten Armen. Die schwindsüchtige Flamme der Öllampe ließ ein seltsames Knistern hören, während ein durchdringender Brandgeruch den Duft der trockenen Äpfel verjagte.

Eine Minute später stieg der Vater zu Boden — er war frei! Dicht neben mir fielen die noch rauchenden Enden seiner Fesselschnur nieder.

Vollkommen verblüfft sah ich mit zu, wie seine Hände, an deren Brandstellen ein schrecklich anzu-

schauender Saft hervorquoll, mit dem Messer die Schnüre durchschnitten, die als Fesseln um meine Handgelenke lagen. Danach wollte er auch den Greis befreien.

Ruben aber brachte ihn von seinem Vorhaben ab. Er sagte:

„Ich bin alt, liebe Freunde, und sehe der endgültigen Befreiung entgegen. Wenn ihr mich mit euch nehmt, lauft ihr Gefahr, sogleich wieder eingefangen zu werden. Flieht allein. Wenn ihr von der Scheuer herabgeklettert seid, müßt ihr sofort hinter dem Hause verschwinden, um nicht von den Florentinern bemerkt zu werden. Dann lauft nach dem Gasthaus, das ist neben der Kirche. Ihr werdet schon das Wirtsschild sehen ... Die Florentiner sind zu Fuß, der Gastwirt aber besitzt zwei Pferde. Der Stall ist gewißlich nicht verschlossen. In weniger als einer Stunde seid ihr in Sicherheit."

Der Vater weigerte sich, das Opfer anzunehmen, doch der Greis drang in ihn:

„Ich befehle es euch im Namen der Sache, die ihr verteidigt! Rasch, macht, daß ihr fortkommt; möge der Herr euch beistehen!"

Wir sagten ihm unsern Dank und er empfahl uns:

„Wenn ihr meinen Sohn wiedersehen solltet, so sagt ihm, daß ich für ihn bete."

Einen Augenblick danach schritten wir geräuschlos auf einem von trockenen Kastanienhüllen wie durch einen Teppich gepolsterten Weg hinter dem Hause davon.

Wir standen in der Dunkelheit und sattelten mit fiebernden Händen die beiden Pferde des Gastwirts; wir hatten das Glück, beim Herausführen der Tiere aus dem Stall niemanden aufzuwecken.

Die Nacht war gewitterig. Wir schwangen uns unverzüglich in den Sattel. Als wir an Espérandieus Haus vorüberkamen, war das Erdgeschoß noch immer glänzend erleuchtet. Im ersten Stock blinkte noch immer der schwache Schein der Öllampe.

Als wir fünf Minuten vom Dorf entfernt waren, hielt der Vater sein Pferd an und sagte:

„Wenn einer von uns zurückbleiben sollte, so muß der andere weiterreiten. Die Mutter darf während der Zerstörung nicht alleinbleiben. Wir müssen so bald wie möglich dafür sorgen, daß sie wohlbehalten davonkommt. Eine innere Stimme sagt mir, daß sie uns erwartet!"

Der Ton seiner Worte schien mir müde zu klingen, so als litte er Schmerzen. Allsogleich mußte ich an seine Verbrennungen denken.

„Vater", sagte ich, „gib mir deine Hände."

Da ich keine Binden bei mir trug, zerriß ich die rauhe Leinwand meines Tragsackes und umwickelte

damit sanft die kräftigen Handgelenke des Vaters, deren Haut das langsam leckende Feuer der Öllampe verzehrt hatte.

Wir setzten unsern Weg fort, doch wir hatten noch keine zwanzig Schritte getan, als hinter uns mehrere Schüsse ertönten.

„Galopp!“ schrie der Vater.

Wir preßten den Pferden mit aller Gewalt die Sporen in die ohnedies schon wunden Weichen. Abermals ertönten hinter uns Schüsse. Mein Reittier ließ für einen Augenblick im Tempo nach, um alsdann seinen regelmäßigen Trott wieder aufzunehmen. Die mit Tropfen schwer behangenen Zweige der Bäume überschütteten uns mit ihrem Naß. Ich hörte nichts anderes als das Trappeln der vier Hufe meines Pferdes, dem wie ein spätes Echo der Galopp des andern Tieres antwortete. Die Florentiner aber waren weit dahinten.

Ich mäßigte das Tempo und machte schließlich halt.

Der Vater kam in einer Entfernung von etwa fünfzig Klaftern hinter mir dreingeritten. Bei einer Biegung des Weges glaubte ich den flüchtigen Schatten seiner Gestalt zu erkennen. Doch nein – ich mußte feststellen, daß sein Gaul keinen Reiter mehr trug!

Ich hielt das Tier an und untersuchte es genau. Es war unbeschädigt. Über die Mähne bis zum Widerrist aber zogen sich blutige Spuren. Dieses

Blut konnte nicht von Brandwunden herrühren. Der Vater war also verwundet worden und wieder in die Hände der Feinde gefallen ...

Ich stieg abermals in den Sattel und ritt des Wegs zurück. Ich mußte es langsam tun in der trügerischen Nacht und auf das leiseste Geräusch achten ... mir war, als hörte ich einen Ruf. Nichts anderes aber drang in Wirklichkeit an mein Ohr, als das Rauschen der vom Herbststurm von den Bäumen gerissenen und eilends davongetragenen Blätter oder das Getropfe des Regens in den Bäumen.

Keuchend vor Angst und müden Ohres ritt ich zwei Stunden lang dahin, bisweilen den Galopp beschleunigend oder ein Stück Wegs zurückeilend; von dem Verwundeten war keine Spur zu entdecken ... Ich näherte mich Branoux bis auf eine Viertelmeile. Während ich sorgsam auf die tausend unbeschreiblichen Geräusche der Nacht lauschte, vernahm ich in dem das Echo weit zurückwerfenden Tale das wilde Lied der Trompeten, es klang wie das Brummen einer riesigen Bremse. Die königlichen Truppen langten in dem kleinen Dorf an.

Die Zeit verstrich, ich dachte daran, daß der Vater abermals gefangen saß. Kurz ehe es Tag ward, befand ich mich auf dem Boden von Saint-Martin-de-Boubeaux.

Haus Pierredon schien in einem von der Welt nicht berührten Schlummer zu liegen. Nachdem ich mein Pferd im Hofe angebunden hatte, blieb ich einen Augenblick auf der nämlichen Stelle stehen, als falle es mir schwer, die Schwelle des Hauses zu überschreiten, darin ich meinen ersten Schrei ausgestoßen hatte.

Wieviel war doch seit weniger als einem Jahr geschehen! Eine vollkommene Umwälzung meines Lebens war vor sich gegangen! Wieviel Kummer und Blut waren mir begegnet! Wie die Schwalben im Frühling, so kamen die Erinnerungen meiner Kindheit zu mir, während ich den Blick über die Ziegel- und Strohdächer wandern ließ, über die dunklen Äcker und den dicht neben dem Hause liegenden kleinen Friedhof, wo so viele der Unsern sich, einfach und schlicht, wieder mit der Erde vermählt hatten ...

Was wohl die Mutter gerade tat? Vielleicht hatte der Vater, nachdem er verwundet und aus dem Sattel gehoben war, die Kraft und die Klugheit besessen, noch vor mir auf für Pferde nicht gangbaren Wegen zu ihr zurückzukehren?

Ich stieß die schlecht verschlossene Tür auf. Der große Saal lag in tiefer Dunkelheit. Im Hintergrunde stand das Bett, darin die Mutter schlief.

Ich schlich auf leisen Sohlen näher, um ihr einen kindlichen Kuß auf die Stirn zu drücken. Plötzlich aber wich ich zurück, alle Haare an meinem Körper

sträubten sich, und das ganze Blut meines Herzens schoß mir zu Kopf.

Die Mutter lag tot auf dem zerwühlten Bett.

Ich wußte nicht, was meine Beine und Hände taten, als ich zum Fenster hinüberlief und es öffnete, um etwas Licht hereinzulassen. Das einzige aber, was hereinkam, war die frische Morgenluft. Ich beugte mich über die Mutter. Ihre von Wind und Wetter abgehärtete Haut war noch warm. Vielleicht hatte sie wachgelegen und auf uns gewartet, als die Mörder, das waren zweifellos die Florentiner von Branoux, in die Stube traten. Saß sie nicht jeden Abend, unsere Heimkunft erwartend, bei ihrem trauten Feuer, in den Händen die Bibel, welche ich, von einem wütenden Dolch durchbohrt, am Boden liegend fand?

Beim trüben Schein des anbrechenden Tages untersuchte ich den Leichnam. Die Kehle war mit einem Dolchstich geöffnet worden, der die sonst verborgenen Halsknorpel und Gewebe schauerlich bloßgelegt hatte. Andere Dolchstiche hatten den Stoff über der Brust zerfetzt, gemächlich sog er das hervorsickernde Blut auf. Die spitz aus dem Totenantlitz ragende Nase wies einen blauen, blutunterlaufenden Fleck auf. Vielleicht rührte er von einem Faustthieb her. Sonst war das Gesicht nicht verletzt.

Geduldig schloß ich die stillen, blicklosen Augen, die sich nicht hatten zutun wollen, dann faltete ich die

schmerzverkrampften Hände über der Brust und fiel auf die Knie; ein nicht endenwollendes Weinen schüttelte mich. Eine furchtbare Verzweiflung hatte mich überkommen, darin wurden die kindlichen Klagelaute von ehemals wieder wach.

Danach betete ich.

Endlich kam der helle Tag zu den Fenstern herein, er warf sein bleibendes Licht auf die Tote, die mir jetzt Angst einflößte. Wohl hatte ich schon viele andere Leichen gesehen, aber keine davon hatte je derart nahe bei mir gelegen. Ich floh aufs Feld hinaus und irrte den ganzen Morgen über umher; damit suchte ich meinen Geist zu beruhigen.

Gegen Mittag ging ich nach dem Hause zurück. Ich begab mich zu dem kleinen Familienfriedhof, wie deren alle Cevennenbauern besitzen, meist ganz dicht bei ihrem Hof. Dort wählte ich unter den andern teueren Gräbern einen Platz aus.

Sodann holte ich mir einen Spaten herbei und begann ein Loch zu graben, ohne dabei Müdigkeit oder Hunger zu verspüren. Das feuchte Erdreich klebte an der Schaufel fest und machte meine Aufgabe noch schwieriger. Die inzwischen wieder hervorgekommene Sonne ließ von meiner Stirn dicke Schweißtropfen herabrinnen; sie vermengten sich mit meinen Tränen.

Nachdem ich das Grab fertig ausgehoben hatte, nahm ich den mageren Leichnam in meine Arme. Er

schien mir so leicht und schwach, daß ich fürchtete, die steifgewordenen Glieder zu zerbrechen. Fromm legte ich ihn in die Grube. Unter die faltenreichen Hände schob ich die Bibel, in der sie so oft geblättert hatten.

Dann bedeckte ich den Körper langsam mit Erde; das Gesicht, auf welches ich noch einen Kuß drückte, ließ ich zuletzt verschwinden. Über dem geschlossenen Grabe errichtete ich einen prismenförmigen Hügel. An der Stelle, wo sich der Kopf und die Füße befanden, rammte ich je einen Ziegelstein senkrecht in den Boden, so wie es der Brauch wollte.

Als alles beendet war, betete ich abermals und bat den Himmel, die Tote gnädiglich zu rächen.

Da ich nach dem Hause zurückging, sah ich, daß das Pferd, welches mich herbeigetragen, vor Ungeduld und Hunger mit den Hufen stampfte. Ich band es los und gab ihm etwas Hafer zu fressen, den ich im Stall entdeckt hatte. Alsdann wollte ich ins Haus gehen, doch ich vermochte mich dazu nicht zu entschließen.

Ich schritt zu dem Tier zurück und trat ihm kräftig wider die Kruppe, um es davonzutreiben; dann floh ich selbst in die Berge, ohne Ziel und Plan, wie das arme, verschreckte und verlorene Pferd, das planlos in den Steinen umhergaloppierte.

Den ganzen Nachmittag irrte ich unter den Bäumen umher, ohne auf ein lebendes Wesen zu stoßen. Als die Nacht hereinzubrechen begann, verspürte ich Hunger. Aber ich wollte nicht ins Haus zurückgehen.

Die ersten Kastanien fielen zu Boden, sie lagen leuchtend in den halb geöffneten Gehäusen. Ich sammelte eine Anzahl davon unter den Steinen und in den Bächen auf, um sie sodann heißhungrig in rohem Zustande zu verzehren, so wie ich es früher als kleiner Junge, wenn ich Schafe und Ziegen hütete, im Spiel getan hatte.

Als der Abend völlig herabgesunken war, wurde der Gedanke an eine Rückkehr in das vom Mord besudelte Haus mir derart schmerzhaft, daß ich Anstalten traf, unter freiem Himmel zu schlafen. Mit einemmal aber schnellte in meinem Herzen die Erinnerung an Isabeau empor. Ich ging nach Haus Pierredon hinüber. Ich durchquerte den großen Saal, ohne am Sterbebett der Mutter stehenzubleiben; ich bestieg indessen nicht den Hängeboden, wo sie mein karges Lager aus Maisstroh stets bereitzuhalten pflegte.

Ich wollte mich in dem Heu schlafen legen, darin Isabeau so oft geruht hatte.

Ich fiel in einen tiefen Schlummer und genoß die Süße eines kurzen Vergessens. Danach zog ich mich an und ging nach Branoux hinüber. Dort kam ich gegen Mittag an.

In dem kleinen Dorf war kein Mensch mehr zu sehen, obgleich es nicht auf der Liste der zu zerstörenden Ortschaften stand. Die meisten der Bewohner waren nach dem Durchzug der Zerstörertruppe dennoch geflüchtet. Sogar die Tür des Gasthauses schien verschlossen. Ich pochte an Espérandieus Haus, zuerst zaghaft, dann nachdrücklich, aber auch hier wurde mir keine Antwort. Ich versuchte, einzutreten — die Tür war verriegelt . . .

Entmutigten Ganges verließ ich Branoux.

Als ich auf der Straße dahinschritt, hörte ich das kindliche Bimmeln eines Glöckleins auf mich zukommen. Es wurde begleitet von dem charakteristischen Geräusch eines über den Erdboden geschleiften Reisigbundes. Eine Sekunde danach tauchte vor meinen Augen ein altes Weib auf. Sie fegte die Steine des Weges mit einem riesigen Büschel dürrer Zweige zur Seite. Eine Ziege mit falschblickenden Augen sprang in mächtigen Sätzen vor ihr dahin.

Rasch fragte ich die Alte, sie war sicher die einzige zurückgebliebene Einwohnerin von Branoux:

„Kennt Ihr Ruben Espérandieu?"

Die Alte wollte so tun, als habe sie nicht recht verstanden:

„Wen? Espérandieu aus L'Ubac?"

„Das weiß ich nicht. Ich meine keinen andern als Ruben Espérandieu!"

Sie erwiderte nichts, sondern beschränkte sich darauf, ein Kreuz zu schlagen.

„Kennt Ihr ihn, ja oder nein?" beharrte ich.

Die Alte schickte sich zu einer gewundenen Antwort an. Ich aber fiel ihr barsch ins Wort:

„Du wirst mir sagen, wo Espérandieu ist!"

Meine drohende Miene schüchterte sie ein.

„Die Soldaten haben ihn gestern fortgebracht", sagte sie.

„Wohin? Wohin?"

„Nach Saint-Germain."

„War er allein?"

„Nur noch ein Verwundeter war dabei, den trugen sie auf einer Bahre."

Dieser Verwundete konnte niemand anders sein als der Vater.

Ich versuchte sonst nichts aus der Alten herauszulocken und machte mich eilends auf den Weg. Während ich so dahinschritt, fühlte ich, daß sie inmitten der Straße stehengeblieben war, sie schlug wohl noch immer das Zeichen des Kreuzes vor sich hin und stieß dazu böse Verwünschungen aus ...

Als es Nacht geworden war, hatte ich Le Pendédis erreicht, dort hoffte ich, weitere Neuigkeiten zu erfahren. Ich pochte an die Türen der Häuser und

nannte meinen Namen. Aber niemand konnte mir öffnen: Le Pendédis war verödet wie Branoux. Schon hatten alle tauglichen Männer in den Cevennen die Waffen gegen die Zerstörer ergriffen ... Greise, Frauen und Kinder aber verbargen sich in Höhlen und Wäldern. Ich war halbtot vor Erschöpfung, doch fand ich noch die Kraft, in Haus Pierredon einzukehren; dort schlief ich, wie in der Nacht zuvor, im Heu liegend, fest ein.

Vom darauffolgenden Tage an begann ich ein wildes Leben zu führen: ich strolchte durch das Gebirge und nährte mich wie die Tiere des Waldes. Jeden Abend kehrte ich in die Scheuer von Haus Pierredon zurück. So vergingen drei oder vier Tage. Ich war bei stockdunkler Nacht — denn ich fürchtete, Soldaten in die Arme zu geraten — von Le Pendédis nach Les Aires, von Les Aires nach Saint-Germain, und von dort nach Cassagnas und Barre gelaufen. Ich fürchtete weder das Gefängnis noch den Tod, aber ich wollte die Freiheit behalten, um den Vater zu retten.

Eines Morgens, als ich bei Le Pendédis vorüberkam, hörte ich mehrere aufeinanderfolgende Schläge durch das schweigende Tal hallen. Ich dachte, es seien Holzfäller, die einen friedlichen Wald mordeten.

Ich war neugierig gemacht und näherte mich vorsichtig dem Weiler; ich ging ständig unter Deckung

voran und gelangte so bis dicht an die Häuser. Dort bot sich meinen Augen das gräßlichste Bild, das in diesen wilden Zeiten jemals zu sehen gewesen.

Die Zerstörer waren am Werk ...

Le Pendédis verwandelte sich in ein Trümmerfeld, in eine Art Steinbruch, wo das Leben noch immer nicht aufhörte zu pulsen. Von den Häusern blieb nichts übrig als ein paar schwankende Mauerreste; ein paar wenige Ruinen, die ebenfalls jeden Augenblick zusammenzustürzen drohten, formlos übereinandergeschichtete Steine, in deren Flut hier und dort irgendein armes Möbelstück schwamm, ein seines Inhalts entleerter Strohsack oder ein vergessenes oder mit Absicht zurückgelassenes zerrissenes Wäschestück.

Auf einem der Höfe thronte höhnisch eine von den Soldaten zum Scherz auf eine stehengebliebene Mauer gesetzte große Wiege aus Buchenholz; der Anblick stimmte mich trauriger, als wäre statt der Wiege dort ein totes Kind gelegen. Am Ende des Dorfes standen von einem ehemaligen Schafstall noch zwei fast völlig unversehrte Wände, sie umschlossen das herabgezerrte und in Brand gesteckte, noch rauchende Strohdach.

Sie waren dabei, das letzte Haus niederzuschlagen.

Eine Anzahl von Arbeitern umstand es; sie waren mit friedlichen Werkzeugen bewaffnet, die nun zu schrecklichen Instrumenten der Barbarei geworden

waren. Einige von ihnen rissen mit Hilfe von Picken den zwischen den Steinen verbliebenen Mörtel heraus. Andere wieder griffen die Mauern mit Hacken und Stemmeisen von unten her an, so daß sie mit dumpfem Grollen zusammenstürzten. Das Echo rollte es vom untersten Ende des Tales aus düster zurück.

Rings um die Schar der Zerstörer stand als Wache eine Abteilung Füsiliere. Ihre hellen Bajonette gleißten im Schein der fahlen und müden Oktobersonne.

Am Abend dieses Tages kehrte ich mutlos nach Haus Pierredon heim. Das Bewußtsein unserer Ohnmacht lastete schwer und traurig auf meinen Schultern. Bald würden die Zerstörer auch die Steine unseres Hauses auseinandersprengen. Bald auch würden unsere Äcker, durch den Schweiß mehrerer Generationen emsig den Boden umwühlender Männer kultiviert, zugunsten des Königs eingezogen werden. Bald wohl galt es, dem Glauben der Väter abzuschwören oder zu sterben. Ach, wie gut waren Isabeau und die Mutter daran, sie waren der irdischen Ketten ledig und hatten die herrliche Krone des Himmels gewonnen!

Am Morgen des nächsten Tages, in aller Frühe, fand ich Ruben Espérandieu — er saß auf der Schwelle unseres Hauses. In das Haus einzudringen hatte er nicht gewagt. Er erwartete mich geduldig in dem frischen Nebel, die Ellbögen auf die Knie gestützt, sein graues Haupt in die harten Hände bergend.

„Ihr seid also freigekommen?" fragte ich ihn angstvoll, denn ich mußte an den Vater denken.

Ruben schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Ach, ich wache voller Sorge, und mir ist zumute wie dem Sperling, der allein auf dem Dache sitzt, mein lieber Junge . . ."

„Und der Vater?"

„Als die Soldaten zusammen mit den Arbeitern nach Branoux kamen, ergriffen die Florentiner die Flucht und ließen mich allein in der Scheuer zurück. Die Soldaten haben mich dann befreit. Deinen Vater fanden sie am Ausgang des Dorfes. Er schleppte sich am Boden dahin, er war von einem durch die Florentiner bei euerer Flucht abgegebenen Gewehrschuß in die Brust getroffen. Doch er wurde als Kamisarde erkannt und vorgestern in Saint-Germain abgeurteilt. Auch sein Name wird künftig auf der langen Liste unserer Helden verzeichnet sein."

Der Greis brachte mir die Nachricht ohne Schonung und auf einmal bei, er nahm wohl seinen ganzen Mut zusammen. Ich verzog keine Miene, denn der

Tod der Mutter hatte den tiefen See der Tränen in mir zum Versiegen gebracht. Doch meine Fäuste ballten sich, und mein Haß schoß wild empor wie das Gras der Wiesen, welche mehr als einmal gemäht werden.

Unterdessen war mir der Schrei entfahren:

„Wir werden ihn herausholen!"

Der Greis ließ eine Gebärde des Zweifels sehen und sagte nur:

„Ach!"

Da mußte ich glauben, daß die Hinrichtung bereits vollzogen sei.

Jetzt erst kam mir die Gräßlichkeit dessen recht zum Bewußtsein, was der Greis mir berichtet hatte. Doch noch immer wollte keine Träne fließen. Lange saß ich, ohne ein Wort zu reden.

Ruben wartete geduldig, bis mein Schmerz leiser würde. Ich hatte mich zwei Schritte von ihm entfernt auf einen Stuhl niedergelassen, der stand dicht neben dem noch immer blutbesudelten Bett der Mutter. Ich dachte scharf und mit allen Sinnen an den großherzigen, edlen Mann, der mein Vater gewesen war, an diesen Mann, den ich einen Helden und Märtyrer nennen durfte.

Und immer wieder stieg mein dumpfer Haß empor, er kam mit der Zähigkeit eines Gewissensbisses stets von neuem in meine Brust zurück.

Ich fragte Ruben, ob der Verurteilte denn verhört worden sei.

„Die Folterinstrumente waren noch nicht nach Saint-Germain gebracht worden", erwiderte der Alte, „so haben sie ihn von dieser Prüfung befreit."

Ein furchtbarer Gedanke durchfuhr mein Gehirn:

„Habt Ihr nicht unterwegs irgendwo, oder in Saint-Germain, den Bruder meines Vaters, Tobias Larguier, getroffen?" fragte ich.

„Du hast einen Onkel?"

„Das ja, aber er ist Florentiner!" gab ich, vor Zorn bebend, zurück.

Dann erklärte ich ihm, daß Tobias zu jener feindlichen Bande gehört habe, die sich seines Hauses bemächtigt hatte. Der Greis aber hatte niemanden gesehen, der sich für den Vater zu interessieren schien.

Ich wäre am liebsten nach Haus Plantier hinübergelaufen, um dort alles, samt der Bewohnerschaft, dem Erdboden gleichzumachen. Ich unterdrückte indessen meine Wut und blieb mit herabgezogenen Mundwinkeln und starr in die Ferne gerichteten Augen sitzen. Mich beschäftigte nur ein Gedanke.

Ruben sah ein, daß er mir noch mehr sagen müsse.

„Ich habe einige Einzelheiten über die Augenblicke nach der Verurteilung vernommen", fuhr er fort. „Ich ging zum Abt Louvreleuil, der ist Pfarrer in der

Gemeinde Saint-Germain-de-Calberte; er hatte, wie stets in solchen Fällen, den Auftrag erhalten, das Unmögliche zu versuchen, nämlich: den frommen Gläubigen unserer Überzeugung zu entreißen.

Dieser Abt Louvreleuil hat mir lange von deinem armen Vater erzählt. Obgleich er verwundet und total erschöpft war, zeigte er eine bewundernswerte Energie. Als der katholische Priester ihn gemahnte, daß er in wenigen Stunden sterben werde, erwiderte er:

‚Gut, gehen Sie nur. Ich brauche Sie nicht.'

Der Priester aber legte ihm dar, daß er ihm, mit ein wenig christlicher Nächstenliebe, seine geistige Hilfe in der furchtbarsten aller Foltern bringen wolle.

Dein Vater jedoch entgegnete:

‚Ich lache Eueres Beistandes! Ich habe mein Vertrauen immer und einzig in den König der Könige gesetzt.'

Da der Priester nicht von ihm abließ, setzte er hinzu:

‚In Deinen allmächtigen Schutz, o Heiland, begebe ich mich nun. Wolle an diesem Tage der Bedrängung voller Milde auf mich herabsehen. Du hast mich nicht geheißen, meine Zu uck dei cinem Priester zu suchen, sondern hast zu Deinen Getreuen gesagt: »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.« So schenke denn

in dieser Stunde, gnädiger Christ, Sohn Davids, Deinem Frommen Dein allumfassendes Erbarmen!'

Der Abt Louvreleuil begann nochmals sanft, ihn zu ermahnen. Dein Vater aber schrie:

‚Meine Hilfe kommt von Gott dem Herrn, der da geschaffen hat Himmel und Erde!'

Nun verkündete der Priester ihm das, was er in solchen Fällen oft zu sagen geheißen war: daß er das Leben gewinnen würde, wenn er gewillt sei, den reformierten Glauben abzuschwören.

Dein Vater aber sah den Versucher nur voller Verachtung an, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Der Abt Louvreleuil jedoch, er war nun ganz in seinem Priesteramt versunken, wurde nur noch drängender. Da sprach dein Vater zu ihm:

‚Hebe dich weg von mir, Satan! Ich werde in dem Glauben sterben, darin ich geboren bin!'

Damit wandte er dem Priester den Rücken.

Der Abt aber sprach zu ihm also:

‚Höret, liebster Bruder. Da ich dem Heile Euerer Seele nicht dienen darf, so biete ich mich Euch wenigstens zum Beistand Euerer Familie an, deren gesamtes Hab und Gut eingezogen werden wird ... Ich verspreche Euch für sie alles zu tun, was Ihr wünschet.'

Dein Vater senkte den Kopf und gedachte der Lieben, die er verlassen mußte. Dann dankte er dem Priester, und seine Stimme klang sanfter denn zuvor:

‚Ich weiß, daß Christus also gesprochen hat: »Was ihr einem von meinen Brüdern tut, das habt ihr mir getan.« Und so danke ich Euch denn für Euer Gelöbnis. Es genügt, wenn Ihr meinem Sohn und meinem Weibe zusammen mit meinem Segen mein letztes, schmerzliches Lebewohl bringt. Meinem Sohne aber sollt Ihr das hier übergeben.‘“

Ruben zog aus seiner Tasche ein in ein schmutziges Stück Leinwand gewickeltes Messer mit geschwungener Klinge, das ich stets bei dem Vater gesehen hatte, und eine Kugel aus Blei.

Diese Gegenstände hatten sie ihm anscheinend während seiner Arretierung gelassen.

Ich hätte am liebsten über diesen Reliquien geweint, doch ich vermochte sie nur mit unsäglichem Mitleid im Herzen an mich zu drücken wie zwei heilige Talismane.

„Was tat er danach, Ruben?“

„Danach weigerte er sich, den Priester länger anzuhören, so daß dieser sich zurückziehen mußte.“

„Aber ... wann ... wann ist er gestorben?“

„Mein Sohn“, sprach Ruben schlicht, „es ist Zeit, daß wir beten. Vielleicht kehrt zu dieser selben Stunde seine Seele zu Gott heim.“

Bei diesen Worten stand ich entschlossen auf.

„Ja“, sagte ich, „ich will für ihn beten; aber an der Stelle, wo sein Blut geflossen ist.“

Schon hatte ich meine Flinte an mich genommen und war bereit zum Fortgehen – ich hörte nichts mehr.

„Mein Sohn, oh mein Sohn!“ flehte Ruben, „setze dein Leben nicht aufs Spiel!“

Ich kam nochmals zu ihm zurück.

„Ruben“, sagte ich, „so schaut doch. Alles, was ich lieb hatte, ist verschwunden: die Mutter, der Vater, alles ... alles ... Wenn das Opfer meines Lebens Gott dem Allmächtigen angenehm sein kann, was gilt es mir dann, daß ich sterbe?“

Ruben Espérandieu war ein alter, vom Leben betrogener Mann. Er hatte mehr Grund als ich, zu verzweifeln. Dennoch achtete er meinen Gram und murmelte:

„Oh, welch eine unheilvolle Zeit ist dies, da die Kinder eines und desselben Gottes einander töten! Welch ein ruchloser Streit, zu Füßen des Kreuzes!“

Danach sagte er laut, aber mit vor Mitleid gebrochener Stimme:

„Gehe in Frieden, mein Sohn; Gott behüte dich!“

Ich ging, ohne dem Greis nur ein Wort des Dankes zu sagen.

Ich war halbtot vor Müdigkeit, als ich endlich Saint-Germain-de-Calberte vor mir liegen sah.

Zunächst verbarg ich meine Flinte unter einem Baum, dann ging ich ruhigen Schritts in den Flecken hinein. Mir fiel sofort eine außergewöhnliche Bewegung auf den sonst so stillen Straßen auf. Es war am Anfang eines Mittwochnachmittages. Die Einwohner liefen unruhig hin und her, als stehe irgendein ungewöhnliches Ereignis bevor. Soldaten patrouillierten auf den Straßen hin und her. Frauen winkten einander schweigend Zeichen zu. Über den eintönig grauen Oktoberhimmel zogen ganze Flüge welker Blätter. Die Sonne hatte keinen Glanz mehr, und die Luft schien dumpf mit Angst geladen.

Kein Mensch beachtete mich.

Je mehr ich mich der Mitte des Dorfes näherte, um so deutlicher vernahm ich den ununterbrochenen Wirbel eines Trommlers. Um seine Wirkung auf mich zu beschreiben, muß ich in das Wörtlein „düster" all das legen, was die Erde an Finsternis umschließt ... Dieser anhaltende Trommelwirbel hörte sich so schauerlich an wie das Nichts selbst.

Auf dem Marktplatz standen die Soldaten, am Patronengurt das Seitengewehr, angetreten. Ich wurde von einer furchtbaren Ahnung schier gelähmt, doch stieß ich ein paar neugierige Zuschauer zur Seite, um in die erste Reihe zu gelangen.

Dort bot sich meinen Augen ein Schauspiel, dessen Gräßlichkeit niemals mehr aus einem Paar menschlicher Augen weicht: mein Vater wurde hingerichtet!

Das Schaffott war mannshoch errichtet.

Inmitten des auf ebener Erde ruhenden Bretterbodens erhob sich das schlecht abgehobelte und unregelmäßig zugehauene Andreaskreuz. Dicke Astknorren ragten noch aus dem Holz hervor. An diesem Kreuz hing der Vater. Unbeweglich, ruhig; die Folter erwartend.

Das Urteil mußte bereits vor meiner Ankunft verlesen worden sein, denn der Henker begann bereits sein furchtbares Handwerk. Mit seinem vierkantigen Eisenstab brach er den linken Arm. Bei diesem ersten Streich ertönte ein einziger Schrei, er war lauter als der Trommelwirbel und grauenhaft anzuhören wie das Geheul eines Tieres, dem einer die Gurgel durchschneidet und das allsobald verendet. Schon sprang der Henker, er sah aus wie ein düsterer Nachtvogel, mit furchtbarer Behendigkeit zu und brach dem Gefolterten, fast im Handumdrehen, den andern Arm und beide Beine.

Der Vater hatte keinen Laut der Klage mehr hören lassen. Ich betrachtete ihn, unsägliches Mitleid

empfindend, so als sei plötzlich ich der Vater und er mein Kind. Sein Haupt lag auf einem niedriger stehenden Klotz und war vom Zustrom des Blutes dunkel angelaufen. Von seiner Stirn und seinem Halse rann der Schweiß in raschen Strömen herab. Sein erdfarbener Bart bewegte sich ruckweise. Seine Glieder krümmten sich leicht an den Stellen, wo die mörderische Stange sie traf. Auf der Haut erschienen breite rote Streifen, aus denen das Blut mehr und mehr zu sickern begann.

Sein auf der Brust weit ausgeschnittenes Hemd war über und über rot. Zweifellos hatte sich die auf der Flucht erhaltene Wunde von neuem geöffnet.

Noch immer ließ der Tambour seinen unermüdlichen Wirbel ertönen. In dem Augenblick aber, da der Henker den letzten Streich führte, stimmte der Märtyrer mit zitternder Stimme den 5. Psalm an:

„Herr, höre meine Worte, merke auf meine Rede, vernimm mein Schreien, mein König und mein Gott; denn ich will vor Dir beten."

Der Lärm, welcher schon so lange in meine Ohren drang, kam nur von einer einzigen Trommel, sie wurde von einem alten Soldaten geschlagen. Noch immer rollte die Trommel. Die geballten Hände des Gemarterten verzerrten sich krampfhaft unter den Stricken, welche ihn ans Kreuz banden. Sein Leib ging keuchend auf und ab. Die Lider schienen ge-

schlossen. Sein Bart aber bewegte sich noch immer, und nun stiegen abermals die Worte des Psalms gen Himmel:

„Herr, frühe wollest Du meine Stimme hören, frühe will ich mich zu Dir schicken und darauf merken. Denn Du bist nicht ein Gott, dem gottlos Wesen gefällt; wer böse ist, bleibet nicht vor Dir."

Er verstummte. Nun schien die Kraft seines Körpers zu zerreißen wie ein allzusehr in Anspruch genommenes Tuch.

Nicht das leiseste Murmeln war unter der Menge zu hören. Jetzt schluchzten einige Frauen plötzlich auf und gingen davon. Der alte Tambour begann müde zu werden; das Geräusch seiner Trommel verlor immer mehr an Stärke. Als er wieder einmal recht leise wurde, vernahm ich den stoßweise keuchenden Atem meines unglücklichen Vaters. Meine Angst verzehnfachte die Grausamkeit des Geräusches.

Und mir war, als atmeten alle, die der Szene beiwohnten, im gleichen Takt mit dem Gemarterten, in kurzen, ungleichmäßigen und zitternden Stößen.

Endlich stieg der Henker herab. Ich sah ihn mit haßerfüllten Augen an, bemerkte aber, daß sein Gesicht keinerlei tierischen Zug aufwies. Ein ehrlicher Arbeiter, der seine Pflicht tut. Sonst nichts. Viel-

leicht hatte auch er Kinder. Als er draußen stand, sah ich zu Füßen des Schafotts einen weißhaarigen Priester knien, er war glühend ins Gebet vertieft. Das war gewißlich der Abt Louvreleuil.

Wie viele Minuten, wie viele Stunden rannen so für mich dahin? Ich lehnte mich an die glatte, steinerne Umfassung eines Springbrunnens, der den winzigen Platz zierte. Mir schien es fast, als sei ich ein Stück von der Einfassung. Meine vom Entsetzen gelähmte Zunge wäre in dieser Stunde nicht fähig gewesen, auch nur ein Wort hervorzubringen. Mein Blick war schwer wie das Gemäuer eines Hauses; ich vermochte ihn nicht von dem Schafott zu wenden, an dem der Vater einen langsamen, qualvollen Tod starb.

Endlich stieg der Henker wieder zu dem Kreuz hinauf. Er nahm den noch immer lebenden Körper ab, um ihn aufs Rad zu flechten. Ich wandte, wahnsinnig vor Schmerz, die Blicke von dem furchtbaren Schauspiel.

Der Tambour war verstummt. Das Schweigen hämmerte wie der Puls eines Kranken inmitten dieser Schar von rohen Männern. Plötzlich stieß der Unglückliche — sie waren gerade dabei, seinen aus den Gelenken gelösten Körper abzunehmen — abermals einen Schrei aus, den er nicht hatte zurückhalten können. Danach sprach er, als bereue er diese letzte Schwäche, mit tiefer Stimme, sie war mächtig, als

käme sie schon vom Himmel herab, und drang bis an die äußersten Enden des Platzes:

„Dir, o mein Gott, bringe ich meine Schmerzen als Opfer dar!"

Danach war nichts mehr zu vernehmen als der schwere Schritt des Henkers und die seiner Gehilfen, welche den Märtyrer zu dem Rad hinübertrugen, darauf er ausgespannt hängenbleiben sollte.

Diese schweren Schritte – es klang, als trampelten sie auf einem Sarg herum – das Krachen der Bohlen des Schafotts, das Kreischen der Räder des Wagens, darauf er sein Leben aushauchen sollte, das sind wohl die nachhaltigsten Erinnerungen, die ich an meinen Vater bewahrt habe ...

Ich war nicht mehr gewillt, meinen unglücklichen Vater auf dem Rad, in der entsetzlichsten und erbarmenswertesten Lage, zu sehen. Mit einem verzweifelten Entschluß riß ich mich von der verruchten Stätte los, wo ich den Vater noch immer lebend sehen konnte, und floh in wildem Lauf ins Gebirge hinauf.

Dort irrte ich abermals wie wahnsinnig umher. Mein Gefühl war wie ausgelöscht, ich kam mir allem

gegenüber, das nichts mit meiner entsetzlichen Verzweiflung zu tun hatte, wie gestorben vor.

Wohin ich gerannt bin? Was ich dann tat? Ich vermag es nicht zu sagen! Ich entsinne mich nur, daß ich, als der Abend über die Felder hingesunken war, langsamen Schritts nach Saint-Germain-de-Calberte zurückkehrte ...

Als ich auf dem verödeten Marktplatz ankam, sah ich, daß der Körper des Gefolterten verschwunden war. Auch das Schafott war hinweggeräumt. Als ich mich fromm auf den Boden hinabbeugte, entdeckte ich bei dem düsteren Schein, welcher aus einer der um den Marktplatz liegenden armseligen Schankwirtschaften fiel, dicht neben dem Springbrunnen einen großen, runden und schwarzen Fleck. Hier hatte der teuere Boden des Cevennengebirges das Blut eines seiner Verteidiger getrunken.

Ich kniete wie auf einem Grabe nieder und streckte meine bebende Hand nach dem noch feuchten Fleck aus. Danach betete ich lange und mit leiser Stimme, um schließlich dem verdammten Dorfe für immer den Rücken zu kehren.

Was sollte ich nunmehr beginnen? Mich wieder in die Armee der Kamisarden einreihen? In dem einsamen Gebirge Hungers sterben? Oder, wie so

viele unserer Brüder, versuchen, in die stets aufnahmebereite Schweiz zu gelangen?

Keine dieser Möglichkeiten wollte mir zusagen. Endlich entschloß ich mich zu der letzten, und nun, nach vierzig Jahren, sitze ich in der Stadt Genf, um dies alles niederzuschreiben.

Aber es fehlte dem Frieden meiner Seele noch etwas. Mir wollte scheinen, daß, was immer ich auch beginnen würde, mein Gewissen mich quälen werde, wenn ich die seit mehreren Monaten in meinem Geist ausgesäte Saat des Hasses nicht pflegte. Den Vater rächen! Den Vater rächen! Dies war der Gedanke, der mich nicht mehr losließ. Zu ihm gesellte sich der Gedanke an die Rache Isabeaus, deren Asche vom Aprilwind in alle Himmelsrichtungen verweht worden war... Wenn ich mich abermals in Cavaliers Truppe einreihte, würde ich keine so unmittelbare und persönliche Rache üben können, als wenn ich ganz allein mir ein festes Ziel suchte, darauf ich meine Schläge niederfallen ließ.

Zunächst dachte ich daran, nach Alès zu gehen und den Marschall de Montrevel zu töten, den eine bereits berühmt gewordene Liebschaft, die heftiger war als sein Ehrgeiz, in dieser Stadt festhielt. Dann dachte ich, es sei wohl gut, den Brigadekommandeur de Julien,

der die Zerstörungsaktion in den Cevennen leitete, umzubringen. Wer mußte außerdem noch auf meine Liste? Herr Fléchier, der Erzbischof von Nîmes, der sich mit dem Titel „Monseigneur" anreden ließ? Herr de Basville, der Statthalter der Provinz Languedoc, welcher der gefährlichste Gegner unseres Glaubens war?

Während ich mit diesen Gedanken beschäftigt dahinmarschierte, kam ich an die Stelle, wo, unter dem welken Laube, meine Flinte verborgen lag. Ich zog die Waffe aus ihrem Versteck hervor. Wie im Traume nahm ich die Bleikugel aus der Tasche, die der Vater mir, als eine Mahnung zur Rache, hinterlassen hatte. Eine Minute lang stand ich in der dunklen Nacht und betrachtete sie mir. Sie war durch das Umherschlittern in der Tasche hübsch blank gerieben und sandte einen schüchternen Glanz aus ... es war, als schämte sie sich der Pflicht, die ich von ihr verlangte. Ich schob sie mit geübtem Griff in die Waffe.

Danach streckte ich mich, als habe die Vorbereitung auf die verhängnisvolle Tat mir plötzlich den Trunk des Vergessens eingegeben, auf die welken Blätter nieder und begann so tief und fest zu schlafen wie die Erde, darauf ich ruhte.

Als ich erwachte, stieg die kalte Sonne bereits an dem mit Wolken überzogenen Himmel herauf. Alles ringsumher war verschwenderisch mit Tau benetzt. Durch das enge Tal schwebte, wie eine Rauchfahne, eine hohe Nebelbank.

Sogleich kam mir die Erinnerung zurück. Mit hastigen Schritten machte ich mich auf den Weg.

Wohin nun gehen? Ich versuchte, ruhig zu überlegen. Eine finstere Entschlossenheit gewann allmählich die Herrschaft über meine Verwirrung. Da ich am Horizont das Dorf Les Aires auftauchen sah, begriff ich, daß in meinem Herzen ein nicht mehr zu ändernder Entschluß festsaß.

Als ich nur noch eine kurze Wegstrecke von dem Dorf entfernt war, drangen dieselben düstern Geräusche an mein Ohr, die ich am Abend zuvor bei Le Pendédis vernommen. Die Zerstörer waren dabei, in Les Aires das gleiche Geschäft zu verrichten. Außer einem Hause oder auch zweien, die katholischen Bewohnern gehörten, sollte auch dieses ganze Dorf unter Picke und Hacke zu Schutt werden. Das Zusammenstürzen von Mauern und Häusern unterbrach hin und wieder das helle Lärmen der Zerstörungswerkzeuge. Ich war ganz meinen wilden Gedanken hingegeben und wandte mich von Les Aires ab, um einen felsigen, zur Seite des Gebirges hinabführenden Weg einzuschlagen.

Einen Augenblick danach stand ich Haus Plantier gegenüber.

Ruhig und fast wieder heiteren Gemüts stellte ich mich in Schußweite, hinter einem Kastanienbaum, auf. Dort wartete ich, wie ein geduldiger Jäger, der seines Wildes sicher ist. Obgleich Tobias mit den Florentinern kämpfte, konnte er wohl zwischendurch einmal nach Hause kommen. Es dauerte tatsächlich nicht lange, bis ich ihn, mit seinem funkelnagelneuen weißen Kreuz auf der Jacke, bemerkte. Er trat, das Gewehr über der Schulter, aus dem Haus. Gewiß war er im Begriff, sich zu seiner Bande zu begeben.

Ich verbarg mich sorgfältig hinter der Laube und hob die Waffe. Nun legte ich an, doch mein Gewissen redete dazwischen. Würde dieser Mann einen meinem Leid nur im geringsten vergleichbaren Schmerz empfinden, wenn ich ihn so einfach tötete? Das Sterben geht so rasch!

Ich ließ den Kolben meiner Flinte zu Boden gleiten, während Tobias vor meinen Blicken mit seinem gleichmäßigen Gebirgsschritt verschwand.

Ich stellte mich wieder in Position.

Ich hoffte geduldig, doch wagte ich kaum zu atmen.

Stunden vergingen, mir aber schien das Warten kurz gewesen, als ich aus dem Gartentor ein Weib in Trauergewandung treten sah, das ich sogleich erkannte. Ich betrachtete sie mit scharfer Aufmerksamkeit: Martha hatte sich nicht verändert. Ihr Körper mit den fraulichen Formen war schlanker und üppiger zugleich geworden.

Ich überlegte nicht mehr lange: die schönste Rache auf Erden bot sich als Zielscheibe der im Lauf meiner Flinte harrenden Bleikugel dar.

Tobias würde, das wußte ich, hundertmal schlimmeren Schmerz als den des Todes erleiden, wenn er den Leichnam der einzigen Tochter vorfand.

Sacht schlich ich mich näher. Bei dem Geräusch, das ich dennoch dabei verursachte, wandte Martha sich um. Sie erblickte mich, der ich mit drohender Gebärde dastand, die fest in die Schulter gepreßte Waffe auf sie gerichtet.

Noch bevor das Krachen des Abschusses an mein Ohr gelangte, sah ich die junge Frau, gerade vor der Tür des Hofes, seitwärts zu Boden sinken.

Sogleich lief ich, eine bereits von einem dunklen Gewissensbiß vergiftete wilde Freude unterdrückend, zu ihr hinüber. Irgendeine Stimme rief mich zu diesem Weibe, das ich einmal geliebt hatte.

Ich setzte ein Knie auf den Erdboden und hob sie sanft empor, um ihren Oberkörper gegen mein gebeugtes Knie zu lehnen. Dann betrachtete ich sie endlos lange, unsagbare Verzweiflung im Herzen.

Auf der linken Seite ihrer Brust, dicht in der Nähe des Herzens, hatte die Kugel eine kleine, runde Öffnung hinterlassen und das Mieder leicht verbrannt. Rings um die Wunde verbreitete sich ein langsam größer werdender, feuchter Fleck. Er hob sich kaum von dem Schwarz des Tuches ab. Ich ließ meine Augen auf ihrem Antlitz weilen, das mich starr anblickte und dessen Muskeln allmählich den Gehorsam verweigerten. Ich spürte, wie heiße Tränen meinen Blick verschleierten. Ich hätte gleichfalls sterben mögen.

Unterdessen raffte Martha ihre letzten Kräfte zusammen. Sie nahm meine Hand und führte sie an die Lippen, ihr Blick strahlte eine fast himmlische, wenn auch etwas traurige Güte aus. Das edle Herz vergab mir. Ihre Hand ward mählich schwerer, bis sie endlich die meine ließ, aber ihre Lippen öffneten sich ein wenig und flüsterten:

„Liebster Clemens . . .“

Mit diesem letzten Gedanken hauchte sie den schon fast erloschenen Atem aus.

Romain Roussel wurde mit den folgenden Preisen ausgezeichnet:

Romanpreis des Cercle littéraire français (1931) für „Les chemins des cercles“;

Großer Prosapreis ‚Fabien-Artigue‘ (1932) für „Les chemins des cercles“;

Prix interallié 50000 Francs (1937) für „La vallée sans printemps“ (erscheint im nämlichen Verlag, vom gleichen Übersetzer verdeutscht, 1940).

Ein neuer, großer nordischer Roman

FREDRIK BÖÖK

Viktor Lejon

Aus dem Schwedischen übertragen von Hermann Blocher. 520 Seiten. Leinenband Reichsmark 6,80

Schon auf den ersten Seiten hat dieses Buch einen so großen Zug und eine so packende Art der Darstellung, daß es den Leser von Kapitel zu Kapitel treibt bis zu dem fast noch zu raschen Ende. Die großen nordischen Meister des Romans haben in Fredrik Böök einen Nachfolger gefunden, der neben ihnen nicht verblaßt und der ein Mann ganz eigener Prägung ist. Es ist undenkbar, dieses aus den Quellen einer großen Phantasie und einer aufrechten Gesinnung schöpfende Buch ohne innerste Anteilnahme zu lesen.
Joachim Weist Königsberger Allgemeine Zeitung

Nicht das Äußerliche der Handlung ist es, das den Leser festhält, das sorglose Behagen in Meister Kobbes Haus, die Vormittage am Forellenbach, die Soldatenzeit während des Schleswiger Feldzuges, die packende Szene bei der Flucht des Spions, das grausame Verhör, die Angst vor der Prügelstrafe, endliches Finden zu sich selbst — all dies mag nur leitmotivisch gewertet sein zur großen Komposition einer Gestaltung, die den Namen Dichtung im schönsten Sinne des Wortes für sich beanspruchen darf.
Heinrich Zerkaulen Westfälische Landeszeitung – Rote Erde

Aus all dem erwächst nicht nur ein Menschenschicksal, es erblüht aus ihm die nordische Landschaft mit Heide und Moor, mit Meer und Gebirge, die schwedische Kleinstadt mit ihren behaglichen Freuden. Und selbst der Krieg verliert seine Schrecken und dient dazu, allerlei skurrile Gestalten sich tummeln zu lassen.
Martin Platzer Neue Leipziger Zeitung

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

IM VIEWEG-VERLAG

Mit dem „Prix Goncourt", dem höchsten französischen Literaturpreis, ausgezeichnet

ERNEST PÉROCHON

Magdalene

Geschichte eines einfachen Herzens

Aus dem Französischen übertragen von Helmut Bockmann. 256 Seiten. Leinenband RM. 4,80

Dieser Roman aus der Vendée ist beherrscht von der ergreifenden Gestalt einer Magd, deren Bestimmung es ist, nicht zur Erfüllung ihres Lebens zu kommen. Aus dem Herzen der Kinder vertrieben, denen sie mit überströmender Zärtlichkeit und Opferbereitschaft die Mutter ersetzte, sich selbst kaum bewußt der heimlich keimenden Liebe zum Mann, verliert ihr Leben Sinn und Zweck. Die Lauterkeit ihres einfältigen Wesens, die schmerzliche Tiefe ihres reinen Herzens sind Ausdruck der klaren Landschaft. Der Roman sprengt den engen Rahmen des zufälligen Schauplatzes und gewinnt so zeitlose Gültigkeit.

A. Helle — Illustrirte Zeitung

Das ist erschütternd erzählt, herb und sachlich und ohne alle Sentimentalität. Pérochons Sprache, hervorragend ins Deutsche übertragen, stellt die Dinge ganz klar und sicher in Szenen dar, die man nicht leicht wieder vergißt. Ein dichterisches Meisterwerk von europäischem Rang.

Werner Wien — Völkischer Beobachter

Ein Welterfolg. In zwölf Sprachen übersetzt.
In Frankreich fast 100000 Auflage

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

IM VIEWEG-VERLAG

ERNEST PÉROCHON

Das letzte Gebot

Roman. Aus dem Französischen übertragen von Helmut Bockmann.

340 Seiten. Leinenband Reichsmark 5,20

In der Geschlossenheit des Aufbaues der dramatisch sich steigernden Bilderfolge knüpft der Roman an beste französische Erzählertradition an, während die Schwerkraft seines Ablaufes beinahe an deutsche Gestaltung in der Art Kleists erinnert. Berliner Volkszeitung

Meisterhaft zeichnet er die Charaktere, Liebe und Haß, Schuld und Verwirrung rütteln an seinen Menschen. So schnell man das Buch zu Ende lesen wird, so lange wird es den Leser noch beschäftigen. Rheinische Landeszeitung

Aus der Gestaltung spricht ausgezeichnete Beobachtungsgabe. Die Stärke des Romans ruht in der psychologischen Erfassung des Liebespaares Honoré und Eveline, das Pérochon mit einer Meisterschaft darstellt, die zur Anteilnahme an dem Geschick und endlich eintretenden Glück beider verpflichtet. Tremonia

Der alte Mazureau und sein Enkel Bernard sind bäuerliche Gestalten wie mit dem Beil gehauen, und ohne Sentiments erreichen sie ihr Ziel, wie Pérochon ihr Schicksal und ihr Streben ohne Sentimentalität in einfachen großen Linien erzählt. Hier ist ein Buch von starkem menschlichen und dichterischen Gehalt. Deutsche Rundschau

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

IM VIEWEG-VERLAG